Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 70 (1985)

Rubrik: Aus dem Leben des Vereins

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Leben des Vereins

Jahresbericht für 1981

Im Vereinsjahr 1981 beschränkte sich die Tätigkeit des Vereins auf die Durchführung von Veranstaltungen. Das für 1981 vorgesehene Jahrbuch ist wegen der Verzögerung in der Herausgabe noch nicht erschienen. Wir erwarten jedoch, dass Sie in etwa Monatsfrist im Besitz des umfangreichen Bandes sein werden.

Unter den Veranstaltungen standen wie üblich die durchwegs gut besuchten Vorträge im Vordergrund. Am 3. Februar sprach Frau Anneliese Head aus Genf über die Sterblichkeit im Kanton Glarus 1700–1850. Die auf ausgedehnten Quellenstudien beruhenden interessanten Ausführungen boten Gelegenheit zu einer vielseitigen Diskussion, an der sich auch Mitglieder der ebenfalls eingeladenen Ärztegesellschaft beteiligten. An der Hauptversammlung vom 7. März hielt der in Freiburg tätige Näfelser Historiker Dr. Ernst Tremp ein ausgezeichnetes Referat über Glarean als Lehrer in Freiburg im Breisgau (1529–1563), wobei er vor allem dessen Wirken als Humanist und Naturwissenschafter in den Vordergrund stellte. Am 17. November verstand es der Jurist Dr. Albert Müller aus Näfels, die Zuhörer mit der an sich trockenen Materie «Das Friedensrecht im alten Land Glarus» zu fesseln, und am 12. Dezember hatten wir die Ehre, Universitätsprofessor Dr. Arnold Esch, Bern, über das Thema «Die Fahrt ins Heilige Land nach Schweizer Pilgerberichten des Spätmittelalters» anzuhören. Die auch wieder von Dr. Hans Laupper in Zusammenarbeit mit Albert Diener mustergültig organisierte Exkursion führte uns am 20. Juni in den Kanton Obwalden, wo uns dank ausgezeichneter Führung durch Fräulein Zita Wirz, Staatsarchivar Dr. Garovi und Pater Amschwand im Rathaus, in der Pfarrkirche St. Peter in Sarnen und in der benachbarten Kapelle St. Nikolaus ein ungeahnter Reichtum an historischem Kulturgut vor Augen geführt werden konnte, so dass die Reisegesellschaft beglückt nach Hause zurückkehrte.

Auch ohne unser Jahrbuch ist im verflossenen Jahr die Glarner Geschichte durch einige wertvolle Arbeiten bereichert worden. Lic. iur. Albert Müller hat eine auch für Laien durchaus verständliche Dissertation über das Strafrecht im alten Land Glarus publiziert. «Der Neujahrsbote des Glarner Hinterlandes» enthält wertvolle Ausführungen über die Entwicklung Braunwalds, und in der Festschrift «100 Jahre Kantonsspital Glarus» finden sich Ausführungen ihres Präsidenten und von Dr. G. Gähwiler über das Medizinalwesen in der «Guten alten Zeit» bzw. über das Kurpfuschertum im Lande Glarus.

Die Mutationen in unserem Mitgliederbestand bewegten sich im gewohnten Rahmen. Im verflossenen Jahr sind folgende 8 Geschichtsfreunde neu zu unserem Verein gestossen: Frau Ch. Baumgartner, Büel 2, Glarus (anstelle ihres verstorbenen Mannes); Herr und Frau M. Egli-Hosig, Köhlhof, Ennenda; Herr und Frau Hansruedi und Ruth Gallati-Berlinger, Seelmess, Mollis; Herr Rodolfo Grüninger, Klosterschule, Disentis; Herr Hans Ryhner, Gerichtspräsident, Büel, Glarus; Herr Martin Spälty-Stierli, Ennetbrücke, Netstal; Herr Angelo Viola, Baugeschäft, Schwanden, sowie das Amt für Kunstdenkmäler, Gerichtshaus, Glarus. 4 Herren haben wegen Wegzugs aus dem Kanton auf die Mitgliedschaft verzichtet, und 6 langjährige Mitglieder sind durch den Tod abberufen worden. Es sind dies: Herr Friedrich Baumgartner, Rechtsanwalt, Glarus; Frau E. Fritzsche-Kundert, Glarus; Herr Heinrich Hösli-Maurer, Zürich; Herr Dekan Florean Sonderegger, Langwies; Herr Professor Dr. Fritz Stüssi, Bäch, und Herr Dr. Johann Friedrich Zwicky, Zürich. Damit ist die Zahl unserer Mitglieder um 2 auf 312 zurückgegangen.

Schliesslich habe ich noch verschiedene angenehme Dankespflichten zu erfüllen. Die Nachlassenschaft Thomas Luchsinger-Aebli in Schwanden hat dem Verein auf Wunsch des Verstorbenen Fr. 100.– überwiesen. Aus dem Nachlass von Frau Anna Spälty-Bally, Netstal, haben wir die Jahrbücher erhalten. Für die vor allem 1980 durchgeführten

Restaurationsarbeiten an der Burgruine Sola sind 1981 vom Kanton noch Fr. 2450.– eingegangen, so dass die Belastung des Vereins klein geworden ist. Anerkennend sei auch hervorgehoben, dass zahlreiche Mitglieder den Jahresbeitrag aufrunden, und schliesslich möchte ich auch den Presseberichterstattern, den Rechnungsrevisoren sowie den Mitgliedern des Vorstandes den verdienten Dank für die geleistete Arbeit abstatten.

Netstal, im Februar 1982 Fritz Stucki

Jahresbericht für 1982

Anlässlich der Hauptversammlung vom 6. März 1982 habe ich die schwere Aufgabe übernehmen müssen, einstweilen das Steuer des Vereinsschiffes zu lenken. Es war für mich als Rechtshistoriker, dem wegen beruflicher Überlastung nur noch wenig Zeit bleibt, sich seinem Hobby, der Geschichte, zu widmen, nicht leicht, die Nachfolge eines Historikers und Staatsmannes vom Format eines Dr. Fritz Stucki anzutreten. Mit Hilfe des Vorstandes, der an der letzten Hauptversammlung durch die Wahl der Herren Regierungsrat Rhyner, Dr. Kistler und August Rohr eine wertvolle Blutauffrischung erfuhr, ist es im vergangenen Jahr jedoch gelungen, das Vereinsschiff heil an den gefährlichen Klippen vorbeizusteuern. Zu einem Wechsel kam es vor einem Jahr auch bei dem für eine reibungslose Vereinstätigkeit neben dem Vorstand nicht minder wichtigen Amt der Revisoren, indem an Stelle des in den Vorstand berufenen Revisors Dr. Kistler Direktor Mandl aus Netstal das verantwortungsvolle Amt übernahm, neben dem bisherigen bewährten Revisor Albert Diener über unsere Vereinsfinanzen zu wachen.

Die Hauptversammlung 1982 wurde bereichert durch zwei Referate von Dr. Fritz Stucki und Dr. Christoph Brunner über die Glarner Mandate im 16. bis 19. Jahrhundert als Geschichtsquelle. Aus berufenem Munde wurde den Zuhörern ein ausgezeichneter Einblick in das durch Kundmachungen geregelte tägliche Leben im alten Glarus gegeben.

Kurz nach der Hauptversammlung konnte die Herausgabe des sehnlichst erwarteten 69. Jahrbuches erfolgen, das im allgemeinen eine recht positive Aufnahme fand.

Das Sommerprogramm stand ganz im Zeichen des Vereinsausfluges vom 19. Juni. Als Ziel wurde das schmucke, alte Städtchen Lichtensteig im Toggenburg gewählt. Hier wurden die 40 Glarner Geschichtsfreunde von Sekundarlehrer Armin Müller mit einem vorzüglichen Referat über die Beziehungen zwischen Glarus und dem Toggenburg willkommen geheissen. Im Anschluss daran wurden die Schätze des Heimatmuseums und des Museums mechanischer Musikinstrumente besichtigt. Stadtammann Robert Forrer liess es sich nicht nehmen, uns bei einem von der Stadt offerierten kühlen Trunk im altehrwürdigen Rathaus zu begrüssen. Ein Rundgang durch das vom Europarat im Jahre 1975 ausgezeichnete Städtchen mit seinen liebevoll gepflegten historischen Bauten beschloss den Besuch. Auf der Heimfahrt wurde noch ein Abstecher gemacht nach dem Frauenkloster «Maria der Engel» ob Wattwil, einem wenig bekannten Baudenkmal mit einer kunstvoll renovierten Barockkirche.

Den Auftakt zum Winterprogramm bildete am 16. November ein Vortrag von Prorektor Prof. B. Schneider aus Zürich über die Fonjallaz-Initiative. Der Referent blendete zurück in die Zeit der dreissiger Jahre mit der Weltwirtschaftskrise und der dadurch verstärkten braunen Welle, von der auch unser Land nicht verschont blieb. Etwas ganz anderes bot uns der zweite Referent, unser Mitglied Fridolin Jakober, der uns am 11. Dezember die prachtvollen Kunstwerke des Glarner Kirchenschatzes vor Augen führte und aus seinem reichen Wissen schöpfend erklärte. Am 25. Januar machte uns dann unser Revisor, Direktor Mandl, mit dem Wirken eines der bedeutendsten Universalgelehrten, Johann Jakob Scheuchzer, vertraut. Der Referent befasste sich ganz besonders mit den engen Beziehungen Scheuchzers zum Glarnerland, wo ihm sein Freund, Johann Heinrich Tschudi, Verfasser der bekannten Glarner Chronik, wertvolle Anregungen zu seinen Alpenreisen vermittelte. Etwas spezifisch Glarnerisches präsentierte uns unser Beauftrag-

ter für kulturelle Angelegenheiten und bekannte Kunsthistoriker, Dr. Jürg Davatz, mit seinem Vortrag über die Rathäuser und das Gerichtshaus des Landes Glarus. Der Referent stellte uns die Baugeschichte, Architektur und Ausstattung der Rats- und Gerichtshäuser seit dem 15. Jahrhundert vor. Alle diese Anlässe waren gut besucht. Ich möchte an dieser Stelle allen Referenten für ihre vorzügliche Arbeit danken und alle Mitglieder ermuntern, sich für Referate für unsere kommenden Winterprogramme zur Verfügung zu stellen.

Die Mitgliederzahl erfuhr bei 15 Eintritten, 5 Austritten und 6 Todesfällen eine leichte Zunahme um 4 Mitglieder von 312 auf 316 Mitglieder, wobei Ehepaare als 1 Mitglied gezählt wurden. Folgende Geschichtsfreunde sind 1982 zu uns gestossen: Die Ehepaare Heller und Lehnherr Niederurnen, die Damen Sabina Bäbler, Ziegelbrücke, Trudy Surber, Mettmenstetten, Elsi Noser, Niederurnen, Ursula Allmann, Wetzikon, Gertrud Walch, Wilchingen, die Herren August Berlinger und Walter Roduner, Glarus, Fritz Beglinger, Mitlödi, Dr. Peter Bachmann und Dr. Gustav Künzler, Mollis, Gemeindeschreiber Gallati, Näfels, Pfarrer Reifler, Niederurnen, und Dr. Beglinger, Kienberg. In die Ewigkeit abberufen wurden folgende Mitglieder: Frau Fritzsche, Glarus, sowie die Herren Walter Stauffacher, Matt, J. Berger, Niederurnen, Andreas Hefti, Schwanden, J. P. Zwicky, Zürich, und Prof. Elsener, Rapperswil.

Dank einem Vermächtnis unseres verstorbenen Mitgliedes Andreas Hefti von Fr. 30 000.–, das auch hier nochmals in aller Form verdankt wird, schloss die Jahresrechnung mit einem Vorschlag von Fr. 32 577.10 ab, womit sich das Vereinsvermögen von Fr. 23 488.70 auf Fr. 56 065.80 erhöhte. An dieser Stelle sei auch allen Mitgliedern für die Aufrundung des Mitgliederbeitrages der verbindlichste Dank ausgesprochen. Im Hinblick auf die kommenden grossen Aufgaben sind wir für jeden freiwilligen Beitrag sehr dankbar.

Zum Schluss obliegt mir die angenehme Pflicht, allen Vorstandsmitgliedern und den Revisoren für ihre Mitarbeit, aber auch der Presse und allen Mitgliedern für die Unterstützung unserer Belange und die rege Teilnahme an unseren Veranstaltungen den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Niederurnen, den 9. März 1983 Erich Wettstein

Jahresbericht für 1983

Die Vereinstätigkeit bewegte sich im abgelaufenen Vereinsjahr im gewohnten Rahmen. Die Hauptversammlung vom 12. März 1983 warf keine hohen Wellen, waren doch weder Wahlen vorzunehmen noch Entscheide von besonderer Tragweite zu treffen. Nach der Hauptversammlung hatten die zahlreich erschienenen Mitglieder Gelegenheit, bei einem vom Hotel Glarnerhof offerierten Trunk die persönliche Kontaktnahme zu pflegen. Grosse Beachtung fand das anschliessende Referat von Herrn Regierungsrat Kaspar Rhyner über das Thema «Die Walser im Sernftal», an das sich eine lebhafte Diskussion anschloss.

Am 4. Juni, einem strahlenden Sommertag, fand der traditionelle Vereinsausflug statt, der diesmal ins Fürstentum Liechtenstein nach Triesenberg sowie ins altehrwürdige Städtchen Werdenberg führte. Im Mittelpunkt des Besuches in Triesenberg stand die Besichtigung des neu geschaffenen Walser Museums unter der kundigen Führung von Dekan Bucher. Beim anschliessenden, von der Gemeinde Triesenberg gestifteten Aperitif sowie beim Mittagessen im Hotel Kulm hatten die rund 50 Teilnehmer Gelegenheit, die herrliche Aussicht ins Rheintal und auf die Appenzeller Berge zu geniessen. Am Nachmittag machten wir uns dann mit der wechselvollen Geschichte von Schloss und Städtchen Werdenberg vertraut.

Das Winterprogramm wurde eröffnet durch einen Vortrag des kurz zuvor zum Dr. rer. pol. promovierten Glarners Hans Lehnherr über den Einfluss des Kantons Glarus auf das schweizerische Arbeitsrecht. Dann folgte ein Referat des an der Universität Zürich

wirkenden, aus Glarus stammenden Theologieprofessors Fritz Büsser über Zwingli und die Reform der Kirche (zum Selbstverständnis der Zürcher Reformation). Ende Januar sprach dann der Zürcher Historiker Prof. Helmut Meyer über das Thema «Zwingli und Luther». Den Reigen der Vorträge beschloss der Instruktionsoffizier Alfred Heer mit seinem Referat «Suworows Zug durch die Alpen». All diese Vorträge fanden bei den zahlreichen Zuhörern ein recht positives Echo und gaben zu fruchtbaren Diskussionen Anlass. An dieser Stelle möchte ich allen Referenten für ihre vorzügliche Arbeit danken und alle Mitglieder einladen, sich für Referate im kommenden Winter zur Verfügung zu stellen.

Leider erfuhr die Mitgliederzahl bei 5 Eintritten, 7 Austritten und 10 Todesfällen eine Verminderung um 12 und beläuft sich Ende 1983 auf 304 Mitglieder. Ich möchte Sie an dieser Stelle ermuntern, in Ihrem Bekanntenkreis auf unseren Verein aufmerksam zu machen, damit die durch Tod und Wegzug entstehenden Lücken geschlossen werden können. Folgende Geschichtsfreunde sind 1983 zu uns gestossen: Hans und Margrit Schwitter, Niederurnen; Dr. H. R. Trümpy, Erlenbach; Frau Hablützel, Glarus; Amo Rohr, Schwanden; Ernst Jakober Glarus. Ich heisse alle diese Neumitglieder bei uns herzlich willkommen. In die Ewigkeit abberufen wurden folgende Mitglieder: Dr. h. c. Hch. Küng, Basel; Babette Trümpy, Erlenbach; Dr. Rud. Stüssi, Glarus; Frl. A. Staub, Mollis; Robert Schmid, Uster; Prof. Liebeskind, Mühlehorn; Dr. Hofstetter, Weesen; Dr. Joho, Mollis; Fritz Müller-Felber, Näfels; Frau Prof. Tschudi, Basel.

Die Jahresrechnung schliesst mit einem Vorschlag von Fr. 19 449.– recht erfreulich ab. Das Vereinsvermögen erfährt damit eine Zunahme von Fr. 56 065.80 auf Fr. 75 514.80. Dieser unerwartet hohe Überschuss ist darauf zurückzuführen, dass 1983 kein Jahrbuch herausgegeben wurde und wir aus dem Nachlass von Frau Rahel Gertrud Brunner, Bürgerin von Zürich und Kesswil, wohnhaft gewesen in Küsnacht, mit einem Vermächtnis von Fr. 10 000.– bedacht wurden. Für diese grosszügige Vergabung sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Im Hinblick auf kommende grosse Aufgaben – 600-Jahr-Feier in Näfels, Herausgabe von neuen Jahrbüchern – fehlt es nicht an bestimmungsgemässen Verwendungszwecken für dieses Geld.

Die Arbeiten am nächsten Jahrbuch sind im Gange. Unser Vorstandsmitglied August Rohr hat in verdankenswerter Weise die Aufgabe übernommen, für die Herausgabe des Jahrbuches die nötigen Vorarbeiten zu leisten.

Leider ist ganz überraschend eine Vakanz im Vorstand eingetreten. Dr. Christoph Brunner, Vizepräsident und Aktuar, erklärt mit Schreiben vom 22. März, dass er wegen sich verschlimmernder starker Wetterabhängigkeit vor Ablauf der Amtsdauer sein Amt zur Verfügung stellen müsse. Wir bedauern diesen Rücktritt und lassen unseren Vizepräsidenten und Aktuar nur ungern mitten in der Amtsdauer ziehen. Indessen müssen wir die geltend gemachten gesundheitlichen Gründe akzeptieren. Wir danken Dr. Christoph Brunner für die während sieben Jahren geleisteten Dienste im Vorstand und wünschen ihm gute Besserung.

Abschliessend obliegt mir die angenehme Aufgabe, den Vorstandsmitgliedern und Revisoren für ihre Mitarbeit, aber auch der Presse – namentlich den Herren Stähli und Dr. Gähwiler – für ihre stets von Wohlwollen getragene Berichterstattung über unsere Anlässe recht herzlich zu danken. Dank gebührt aber auch allen unseren Mitgliedern für die Unterstützung unserer Belange und die rege Teilnahme an unseren Veranstaltungen.

Niederurnen, den 23. März 1984 Erich Wettstein

Laufende Rechnung 1981

	Einnahmen	Ausgaben
Mitgliederbeiträge	7 437.—	
Jahrbuchverkäufe	912.75	
Zinsen	729.20	
Vermächtnis	100.—	
Vorträge und Ausflug		2 704.70
Verwaltungskosten		1 392.80
Beiträge an Gesellschaften		40.—
Vorschlag 1981		5 041.45
	9 178.95	9 178.95

Laufende Rechnung 1982

Mitgliederbeiträge	7 297.—	
Jahrbuchverkäufe	363.55	
Zinsen	1 015.95	
Vermächtnis	30 000.—	
Vorträge und Ausflug		2 188.50
Verwaltungskosten		3 910.90
Vorschlag 1982		32 577.10
	38 676.50	38 676.50

Laufende Rechnung 1983

Mitgliederbeiträge	7 192.—	
Jahrbuchverkäufe	1 021.15	
Zinsen	1 495.95	
Wertschriftenerfolg	3 100.—	
Vermächtnis	10 000.—	
Vorträge und Ausflug		2 947.80
Verwaltungskosten		412.30
Vorschlag 1983		19 449.—
	22 809.10	22 809.10

Vermögensbewegung 1981–1983

	Vermögen am 31. Dez. 1981	Vermögen am 31. Dez. 1982	Vermögen am 31. Dez. 1983
Verein	23 488.70	56 065.80	75 514.80
Fonds für eine Waffensammlung	5 677.35	5 852.25	5 793.55
Frühgeschichtsforschung	10 799.40	11 153.05	12 103.05
Museumsfonds	16 354.20	17 063.80	20 390.85
Jubiläumsfonds	52 921.90	54 899.75	57 830.45
Burgenfonds	2 094.35	2 160.55	2 230.55
	111 315.90	147 195.20	173 863.25

Vorstand

Auf das Ende der Amtsperiode 1978–1982 traten die Herren Dr. Fritz Stucki, Präsident, Dr. Peter Hefti und Esajas Blumer aus dem Vorstand zurück. Das Präsidium übernahm Dr. Erich Wettstein. Neu in den Vorstand wurden gewählt die Herren Dr. Robert Kistler, Kaspar Rhyner und August Rohr. Somit setzt sich seit der Hauptversammlung vom 6. März 1982 der Vorstand wie folgt zusammen:

Erich Wettstein, Dr. iur., Niederurnen, Präsident
Christoph Brunner, Dr. phil., Mitlödi, Vizepräsident und Aktuar
Hans Weymuth, Dr. iur., Glarus, Quästor
Hanna Beglinger-Tschudi, Mollis
Robert Kistler, Dr. rer. pol., Niederurnen
Hans Laupper, Dr. phil., Ennenda
Albert Müller, lic. phil., Näfels
Kaspar Rhyner, Elm
August Rohr, lic. phil., Ennenda

Revisoren

Albert Diener, Ennenda
Georg Thomas Mandl, Netstal

Ehrenmitglieder

Fritz Legler-Staub, Niederurnen
Eduard Vischer, Dr. phil., Ennenda

Jahrbücher

Gegenwärtig können folgende Jahrbücher jederzeit durch den Buchhandel bezogen werden:

Jahrbuch		Fr.	Jahrbuch		Fr.	Jahrbuch		Fr.	Jahrbuch		Fr.
28	1893	8.–	40	1915	8.–	51	1943	14.–	63	1970	20.–
29	1894	8.–	41	1917	8.–	52	1946	22.–	64	1973	25.–
30	1895	8.–	42	1920	10.–	54	1950	10.–	65	1974	60.–
31	1896	14.–	43	1923	10.–	55	1952	42.–	66	1977	30.–
32	1897	22.–	44	1925	10.–	56	1955	32.–	67	1978	10.–
35	1908	14.–	45	1927	18.–	58	1957	42.–	68	1979	30.–
36	1910	8.–	46	1932	14.–	59	1960	15.–	69	1982	70.–
37	1911	14.–	47	1934	14.–	60	1963	30.–	70	1985	40.–
38	1913	8.–	48	1936	10.–	61	1966	20.–			
39	1914	8.–	49	1938	40.–	62	1968	18.–			

Alle anderen Jahrbücher müssen als vergriffen gelten. Solche nehmen wir jederzeit gerne entgegen.

UNSERE VERANSTALTUNGEN

Dr. Anneliese Head-König, Genf

Die Sterblichkeit im Kanton Glarus 1700–1850

Vortrag in Verbindung mit der Ärztegesellschaft vom 3. Februar 1981
(427)

Die Referentin fasst ihre Ausführungen wie folgt zusammen: Im Glarnerland fand zwischen 1700 und 1850 ein gewaltiger Bevölkerungszuwachs statt. Von ungefähr 10 000 Einwohnern um 1700 nahm die Bevölkerung auf 24 100 im Jahre 1799 zu, was einen gesamten Zuwachs von 140 % in einem Jahrhundert ausmacht. Von 1800 bis 1837 erhöhte sich die Zahl der Einwohner nochmals, jedoch in ruhigeren Bahnen. Jährlich nahm die Bevölkerung um 0,34 % zu. Zwischen 1837 und 1850 blieb die Bevölkerung praktisch stabil (29 348 Einwohner verglichen mit 30 213 im Jahre 1830).

Diese massive Zunahme der Bevölkerung ist zum Teil verursacht worden durch das Sinken des Heiratsalters, besonders im Laufe des 18. Jahrhunderts. Das veränderte Heiratsalter beeinflusste den demographischen Wachstumsprozess auf zweifache Weise, weil durch die Verlängerung der Ehedauer die Ehen eine grössere Kinderzahl produzierten (was am Beispiel von Matt und Schwändi sehr deutlich verfolgt werden kann). Zusätzlich bewirkte auch das frühere Heiraten, dass die Generationen schneller aufeinander folgten, was zu einer grösseren Geburtenhäufigkeit innerhalb eines Zeitraumes führte. – Jedoch ist auch die Sterblichkeit nicht unwesentlich am Wachstum der Bevölkerung beteiligt.

Vor 1700 lässt sich die Sterblichkeit sehr schlecht ermitteln; die Führung der Sterbebücher unterlag keiner Vorschrift, und es war jedem Geistlichen überlassen, die Bücher nach seinem Gutdünken zu führen. Daher ist auch die Qualität der Sterbelisten je nach Pfarrgemeinde sehr verschieden. So sind bis 1765 die Kinder, das heisst die Menschen, die unter 16 Jahren starben, in der grössten evangelischen Pfarrgemeinde des Kantons, Glarus, überhaupt nicht namentlich aufgeführt. Auch hapert es in verschiedenen Gemeinden bei der Eintragung der vor der Taufe gestorbenen Kinder, was die Errechnung der Lebensdauer erschwert.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schwankt die Lebenserwartung bei der Geburt im Glarnerland zwischen 32 und 37 Jahren. In allen von mir beobachteten Gemeinden verlängerte sich die Lebenserwartung bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Jedoch verlängerte sich die durchschnittliche Lebendauer sehr unterschiedlich, die grösste Zunahme verzeichneten die Gemeinden des Sernftals. In Matt stieg die Lebenserwartung von 32,5 Jahren um 1740 auf 46,3 Jahre um 1840. Die Verlängerung des Lebens fiel in Glarus, Ennenda und Schwanden viel bescheidener aus: Der Zuwachs beträgt etwa zwischen 1760 und 1830 1,4 Jahre in Ennenda und 4,2 Jahre in Schwanden. Es muss aber betont werden, dass, wenn einmal die besonders kritische Phase der Kindheit überwunden ist, die Unterschiede in den verschiedenen Gemeinden nicht mehr so gewaltig ausfallen. Für 20jährige, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts geboren wurden, besteht in fast allen Gemeinden die Aussicht, ein Alter von mehr als 36 Jahren zu erreichen.

Die Zunahme der Lebenserwartung geschah nicht linear, und gewisse Generationen waren gewaltigen Rückschlägen unterworfen. Hauptursache dafür waren die zwei Hauptseuchen des Glarnerlandes, die Pocken und die Dysenterie (Ruhr). Jedoch kann man mit dem Abnehmen dieser beiden Seuchen in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Verminderung der Bandbreite der Mortalitätsschwankungen feststellen. Dadurch lässt sich auch in gewissen Gemeinden (Matt, Engi, Elm) die steigende Lebenserwartung erklären.

Die allgemeine Steigerung der Lebensdauer im 19. Jahrhundert wurde durch die Verminderung der Kindersterblichkeit erreicht. Die 1- bis 4jährigen waren bis dahin die

Hauptopfer der Epidemien gewesen. Hingegen verminderte sich die Säuglingssterblichkeit nicht vor Ende des 19. Jahrhunderts. In manchen Gemeinden nahm sie sogar zu. Und dies steht im Zusammenhang mit der Gründung von Spinnereien oder Indiennefabriken. Die Mütter, die die Neugeborenen nicht mehr stillen können, weil sie in die Fabriken arbeiten gehen müssen, können ihnen nicht die notwendige Pflege zukommen lassen. So steigt die Säuglingssterblichkeit in Ennenda im 1. Drittel des 19. Jahrhunderts, verglichen mit derjenigen des 1. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts. Es lässt sich auch allgemein feststellen, dass, wo die Fabrikarbeiter zahlreich sind, auch die Sterblichkeit im Erwachsenenalter grösser ist.

Die Diskussion vertiefte und präzisierte da und dort. Krankheiten wie Malaria, Ruhr oder Typhus waren die Geissel der Bevölkerung, und in Gemeinden ohne Industrie waren tödliche Unfälle häufig. Zudem fehlte für hygienische Belange jedes Verständnis. Die Medizin vermochte allenfalls etwas in präventiver Hinsicht, beim Ausbruch einer Epidemie war sie machtlos. Dass die Sernftaler Gemeinden es ein wenig besser hatten, hing nicht zuletzt damit zusammen, dass ihr Wasser nicht so verschmutzt war wie zum Beispiel im Glarner Unterland – die Umweltprobleme sind offenbar nicht neuesten Datums!

Die These von Anneliese Head, die Industrie habe die Sterblichkeit vergrössert, rief Widerspruch hervor, der indes leicht zu entkräften war. Bis zum Fabrikpolizeigesetz von 1864 hatten die Frauen unmittelbar nach der Niederkunft wieder zu arbeiten. Sie mussten entweder darauf verzichten, ihre Kinder zu stillen, oder sie nahmen sie einfach in die Fabriksäle mit. Beides musste sich katastrophal auswirken.

Dr. Ernst Tremp, Näfels/Freiburg

Glarean als Lehrer in Freiburg im Breisgau (1529–1563)

Vortrag vom 18. März 1981
(428)

Der erste Teil des Referates gab einen Überblick über den Werdegang des Glarner Humanisten Heinrich Loriti Glareanus, über sein Leben und Wirken bis zum Auszug aus Basel und zur Niederlassung in Freiburg im Breisgau.

Geboren 1488 in Mollis, wurde der begabte Sohn eines wohlhabenden Bauern schon früh nach auswärts in die Schule geschickt, nach Rottweil zu Michael Röteli, wo ihm die Grundlagen seiner Ausbildung vermittelt wurden. Von 1506 bis 1514 studierte er an der Universität Köln die «Artes liberales» und die Theologie, doch wandte er sich allmählich von der vorgesehenen geistlichen Laufbahn ab und dem Humanismus zu. 1510 erwarb er den Titel eines «Magister artium», was ihn von nun an zur Lehre an der Artistenfakultät berechtigte. Er wurde zum gefeierten Dichter und erhielt dafür 1512 von Kaiser Maximilian den begehrten Lorbeerkranz und den Titel eines «Poeta laureatus».

1514 zog Glarean nach Basel, in eines der Hauptzentren des Humanismus und der damit eng verbundenen Buchdruckerkunst. Hier eröffnete er eine Burse, d. h. eine Art Pensionat und zugleich Unterrichtsanstalt für die jungen Studenten als Ergänzung zum universitären Lehrbetrieb. Von 1517 bis 1522 leitete er in Paris im Auftrag der eidgenössischen Tagsatzung ein Studienhaus für die Schweizer Studenten.

Nach seiner Rückkehr nach Basel eröffnete er von neuem seine Burse. Als Lehrer einer ganzen Generation von jungen Schweizern aus den regimentsfähigen Familien, sowohl in Basel als auch in Paris, übte er einen bestimmenden Einfluss auf die Bildungsverhältnisse in der alten Eidgenossenschaft und auf die Entstehung eines schweizerischen nationalpatriotischen Humanismus aus. Mit der Einführung der Reformation in Basel sah sich Glarean, der am alten Glauben festhielt, 1529 zum Auszug in die katholisch gebliebene vorderösterreichische Landstadt Freiburg gezwungen.

Mit dem langjährigen Wirken des Glarner Humanisten in Freiburg im Breisgau – 34 Jahre verbrachte, lehrte und forschte Glarean hier – befasst sich der zweite Teil des Vortrages. Im Vordergrund steht seine Tätigkeit als Lehrer; er war Professor für Poetik an der Universität und Leiter einer Burse, die allerdings nun, im Gegensatz zu früher, mehr deutsche als schweizerische Studenten zu ihren Insassen zählte. Ihnen vermittelte Loriti als begabter und ideenreicher Schulmann die Kenntnis der klassischen Sprachen und der antiken Autoren, aber auch sein vielseitiges und profundes Wissen in verschiedenen exakten Wissenschaften, so der Mathematik, Geometrie, Musikkunde und der Geographie.

Das späte Nachwirken seiner Lehrtätigkeit kann an einem bisher nicht bekannten Beispiel illustriert werden: In das noch erhaltene Schulbuch eines seiner Schüler, des Schwaben Johann Georg Schinbain (Tibian) schrieb der alternde Gelehrte 1560 eine schöne Widmung, die das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden dokumentiert. Dieser Schüler, im späteren Leben ein unauffälliger, nicht sehr erfolgreicher Lateinlehrer in mehreren Städten seiner süddeutschen Heimat, ragt jedoch durch zwei von ihm geschaffene meisterhafte geographische Karten hervor, eine Bodenseekarte von 1578/1603 und eine Schwarzwaldkarte von 1603. Tibians Leistung als Kartograph kann aufgrund der durch Glareans Widmung erhellten Beziehung zu seinem Lehrer als ein später Niederschlag dessen betrachtet werden, was dieser seinem grossen Schülerkreis mündlich weitergab. Glarean überdauerte auf solche Weise die eigentliche Blütezeit des Humanismus und wirkte nachhaltig auf die Wissenschaft und die Gelehrtenwelt des nachfolgenden Zeitalters ein.

Die Diskussion konzentrierte sich auf die Bursen, die dann in späterer Zeit, losgelöst von den Universitäten, einerseits zu Absteigen der Kavaliere auf ihrer Grand tour wurden, anderseits – im angelsächsischen Bereich – nach wie vor bestehen. Bemerkenswert ist auch die grosse und freiheitliche Selbstverwaltung, die Glarean den Studenten seiner Freiburger Burse auferlegte. Diese freie Mitbestimmung lässt sich – beispielsweise in den bündnerischen Schulrepubliken – bis um 1800 erkennen. Offensichtlich war es früher leichter, auch in der Schule zu lernen, Verantwortung zu tragen. Moderne Untersuchungen wie die von Philippe Ariès, Geschichte der Kindheit, und von J. R. Gillis, Geschichte der Jugend, belegen dies durchaus.

Exkursion nach Obwalden

vom 20. Juni 1981

Dass diesmal Obwalden als Ziel gewählt wurde, kam wohl nicht ganz von ungefähr, sind doch 500 Jahre verflossen, seit das Stanser Verkommnis die alte Eidgenossenschaft vor dem Zerfall bewahrt hat.

Im Staatsarchiv des Hauptortes des Kantons Obwalden begrüsste Archivar Dr. Angelo Garovi die Geschichtsfreunde, und auf einem Tisch lagen die Dokumente ausgebreitet, die für die Geschichte der Urkantone von grosser Bedeutung sind. Einleitend gab Dr. Garovi einen Überblick über die Geschichte des zweigeteilten Kantons. Ob- und Nidwalden bildeten einst mehr oder weniger eine politische Einheit. Dem Bund von 1291 schloss sich Obwalden anfänglich nicht an, entschloss sich aber wenig später zum Beitritt, und die beiden «Länder» erhielten ein gemeinsames Siegel. In den Talgemeinden bildeten sich zahlreiche Korporationen, die die Wirtschaft und die Politik bestimmten. Doch 1333 trennten sich die Kantone und die Trennung ist geblieben.

Eines der wichtigsten Dokumente ist das «Weisse Buch von Sarnen», das um 1470, also fast 130 Jahre nach der Gründung der Eidgenossenschaft, geschrieben wurde. Es berichtet über den Bund auf dem Rütli, die Erstürmung der Burgen, die Freiheitsschlachten und die Geschichte von Wilhelm Tell und spricht die Vermutung aus, die Innerschweizer seien aus

Schweden eingewandert. Unter Benutzung des Weissen Buches hat Aegidius Tschudi sein «Chronikum Helveticum» geschrieben, das Friedrich Schiller für seinen Tell benutzt hat. 1309 erhielt Unterwalden von König Heinrich seinen Freiheitsbrief.

Zu den Dokumenten gehören auch der Pfaffenbrief, der bestimmte, dass die Geistlichen keine fremden Gerichte anrufen durften, der Sempacherbrief, das erste Kriegsgesetz, das Stanser Verkommnis, ein grosses Pergament, in dem die Eidgenossenschaft nach Ratschlägen von Bruder Klaus sich über die Verteilung der Burgunderbeute einigten und beschlossen, die Städte Freiburg und Solothurn in den Bund aufzunehmen. Die Reformation trennte die Eidgenossen. Vor allem die Urkantone blieben dem alten Glauben treu, und sieben Stände schlossen den «Goldenen oder Borromäischen Bund», um ihre Interessen zu wahren. Auch dieses Dokument ist vorhanden.

Im Anschluss an diese Ausführungen wurde das sehr schön renovierte Rathaus besichtigt, durch das Zita Wirz führte. Es ist ein stattlicher Bau, errichtet in den Jahren 1738–42 am Hauptplatz von Sarnen, wo die 52 Landräte zusammenkommen, um über die Geschicke des Landes zu beraten. Der Ratssaal mit seinen prächtigen Stukkaturen ist ein Juwel. An den Wänden, auch an jenen der Nebenräume, hängen die Bilder der Landammänner, die immer von den gleichen Geschlechtern gestellt wurden. An einer Mauer steht noch der Pranger, wo Übeltäter dem Gespötte der Leute preisgegeben wurden.

Der Vormittag fand seinen Abschluss mit einem vom ehemaligen Landammann und heutigen Regierungsrat W. Hophan gestifteten Aperitif. Er ist in Näfels aufgewachsen und hat es in seiner Wahlheimat zu Amt und Würden gebracht. In seiner Ansprache zog er Parallelen zwischen den Kantonen Glarus und Obwalden: Glarus – ein Industriekanton, Obwalden – ein Kanton mit wenig Industrie, in dem die Landwirtschaft noch eine bedeutende Rolle spielt. Er schilderte die Obwaldner als friedliche Leute, wie ja Bruder Klaus ein grosser Vermittler war.

Nach einem guten Mittagessen war man zur Aufnahme neuer Eindrücke bereit, und Zita Wirz und Pater Dr. Amschwand, Professor an der von Benediktinern geführten Kantonsschule, übernahmen die Führung. Sarnen liegt in einer überaus lieblichen Landschaft am Abfluss der Sarneraa aus dem See. Ruhigen Laufes entströmt sie ihm, und schöne Spazierwege führen seinen mit Bäumen bewachsenen Ufern entlang. Bei uns streben die Talhänge steil in die Höhe, hier aber steigen sie sanft und gehen in mit Wiesen bedeckte Terrassen über.

Obwaldens Hauptort ist nicht eine Stadt mit breiten Strassen, sondern ein Flecken mit alten Häusern, aber auch vielen Neubauten. Wie Glarus hat auch er Brände erlebt, und eine Legende berichtet, einer sei durch die Fürbitte von Bruder Klaus gelöscht worden. Obwalden war ums Jahr 1200 im Besitze der Habsburger, und auf dem Landenberg, wo heute die Landsgemeinde stattfindet, regierten Vögte, die dann vertrieben wurden. Der Ort besitzt zwei Kerne. Der eine liegt in der früher versumpften Ebene, der andere an einem sanft ansteigenden Hang. Dort steht die in den Jahren 1738–42 erbaute grosse Pfarrkirche, gleich derjenigen von Näfels vom berühmten Architekten Franz Singer erbaut. Sie ist ein Spätbarockbau mit Beimischung anderer Stilelemente. Auffällig ist, dass die beiden Türme abgedreht sind. 1964 wurde sie durch ein Erdbeben stark beschädigt und dann sehr schön renoviert. Das Portal zieren Säulen aus einheimischem schwarzem Marmor. Das Innere besitzt einen grossartigen Hauptaltar mit vier Nebenaltären. Die Bilder stammen zum Teil von den einheimischen Malern Wyrsch und Deschwanden. Die Decke schmücken grössere und kleinere Gemälde, umrahmt von prächtigen Stukkaturen. Zwei kleine Kapellen dienen weiter liturgischen Zwecken.

Nach der Besichtigung der Ortskirche brachte der Car die Geschichtsfreunde durch das Dorf und durch grüne Wiesen in die Höhe. Pater Dr. Amschwand übernahm die Führung. Auf der Fahrt wusste er allerlei über den Flecken zu berichten, und oben angelangt blendete auch er zurück in die Geschichte. Wenn Ob- und Nidwalden seit Jahrhunderten getrennt sind, so hängt das mit der verschiedenen Mentalität der Bevölkerung zusammen. Die Obwaldner sind ruhiger und überlegter als die Nidwaldner. Als 1798 die Franzosen der Schweiz eine neue Verfassung aufdrängten, fügten sich die Obwaldner, die Nidwaldner aber verweigerten den Eid, und in einem aussichtslosen Kampf mit all seinen Schrecken wurden sie besiegt. Obwaldner sollen den Franzosen sogar den Weg nach Nidwalden

gezeigt haben! Als die Schweiz 1803 wieder relativ unabhängig wurde, erklärten die Nidwaldner den Austritt aus der Eidgenossenschaft, aber auf einer späteren Landsgemeinde besannen sie sich doch wieder anders. Als das Kloster Engelberg die Herrschaft über sein Gebiet verlor, verweigerten die Nidwaldner den Anschluss an ihren Kanton, obschon Engelberg geographisch zu Nidwalden gehört.

Die Kirche von St. Niklausen steht hoch über dem Eingang ins Melchtal. Der Fluss hat sich dort tief ins Gelände eingeschnitten und eine 100 m tiefe Schlucht gebildet. Der Blick fällt hinüber nach Sachseln, dem Heimatort von Bruder Klaus, der in der Schlucht sein Eremitenleben führte. Die dem Bischof Niklaus von Myra geweihte Kirche besitzt einen Turm mit unverputzten Mauern, und die Kirche ist berühmt durch ihren gotischen Freskenzyklus und die bemalte Holzdecke, die an jene von Zillis erinnert. Die gotischen Bilder im Chor sind der einzige und älteste Freskenzyklus der Innerschweiz; sie sind im 14. Jahrhundert entstanden und gut erhalten. Sie stellen das Leben Jesu von der Verkündigung der Geburt bis zur Himmelfahrt und auch das Weltgericht dar. Die Walmdecke zieren die Bilder zahlreicher Heiliger.

Nach dieser eindrucksvollen Besichtigung brachte der Car die Exkursionsteilnehmer hinunter nach Kerns, und nachdem man sich für die Heimfahrt gestärkt hatte, ging's durch die neue Autobahn mit ihren riesigen Lehnenviadukten und den Seelisbergtunnel nach Altdorf und dann über die Axenstrasse nach Brunnen und Schwyz und über den Sattel ins Glarnerland zurück. Es war eine von angenehmem Wetter begünstigte Exkursion. Archivar Diener hatte sie organisiert, und Vereinspräsident alt Ständerat Dr. Fritz Stucki entbot ihm dafür den verdienten Dank. St.

Dr. Albert Müller, Glarus/Stans

Das Friedensrecht im Lande Glarus

Vortrag vom 17. November 1981
(429)

Der Referent fasst seine Ausführungen wie folgt zusammen: Es ist für denjenigen, der sich nicht besonders mit Geschichte beschäftigt, beinahe eine Überraschung, wenn man feststellt, dass das staatliche Strafrecht, gemessen an grossen Phasen der Menschheitsgeschichte, eine relativ junge Einrichtung darstellt. Dies hängt damit zusammen, dass der Staat, wie wir ihn heute verstehen, selbst eine verhältnismässig junge Einrichtung ist. Auch Gemeinschaftsgebilde, die wir in geschichtlicher Sicht schon als «Staat» bezeichnen können, nehmen nicht immer und vor allem nicht ausschliesslich das Recht für sich in Anspruch, ein Strafrecht auszuüben. Langsam und spät erst setzt sich die Auffassung durch, dass der Staat das Entscheidende gegen das Verbrechen tun müsse, indem der Staat Unrecht von sich aus strafe. Träger des Strafrechts sind lange Zeit nicht staatliche, sondern andere, engere menschliche Verbände. Aber selbst in Zeiten, da sich der Staat allmählich in das Strafrecht einschaltet, überlässt er wesentliche Teile der Strafsanktion andern menschlichen Gemeinschaften, um allenfalls dann einzutreten, wenn solche Gemeinschaften beim Strafschutz versagen.

Die Gliederung ergibt sich daraus sozusagen ganz von selbst: vorstaatliches oder archaisches Strafrecht, Phase des nur sekundären Strafrechts, ausschliesslich staatliches Strafrecht. Das ausschliesslich staatliche Strafrecht gelangte im Lande Glarus erst im ausgehenden 19. Jahrhundert zum Durchbruch. Beschäftigen soll uns deshalb vorwiegend das archaische und das sekundäre staatliche Strafrecht. Mit verschiedenen Mitteln versuchte das Gemeinwesen, das «private» Strafrecht einzugrenzen und mittels staatlicher Institute zu ritualisieren oder zumindest einigermassen in den Griff zu bekommen. Eine

solche Einrichtung war das Friedensrecht. Bestandteil der Epoche des sekundär staatlichen Strafrechts, so dass mit der Behandlung dieser Epoche und besonders mit der Besprechung des Friedensrechts das Referat zu Ende gehen wird. Eine Besprechung auch des ausschliesslich staatlichen Strafrechts würde zu weit führen.

In der Schweiz und somit auch im Lande Glarus bildete das Friedensrecht überall die Basis des Strafrechts und hat dasselbe über Jahrhunderte hinweg in eigener Weise gestaltet und geprägt. Dem alten Strafrecht war ein System im heutigen Sinne fremd. Das Friedensrecht erfasste diejenigen Handlungen, welche nach der Erfahrung und dem Herkommen für die Friedensgemeinschaft schädlich und gefährlich waren in einzelne Tatbestände. Frieden ist gleichbedeutend mit einem geordneten, gesicherten Zustand unter der Herrschaft des Rechts, der aber gerade die Anwendung und Durchführung der Idee des Rechtsstaates zur Verwirklichung bringt. Der Frieden des alten Rechts unterscheidet sich entschieden vom heutigen modernen Friedensbegriff. Er ist keine abstrakte Verallgemeinerung, sondern konkretisiert sich in der Erfassung einzelner Straftatbestände.

Der Sonder-Frieden hatte die Bedeutung einer Fehdeschranke. Ein Friedbruch zog regelmässig eine höhere Busse oder strengere Bestrafung nach sich. Das Land Glarus unterschied folgende Sonderfrieden: Gerichtsfrieden (Dingfrieden), Kirchenfrieden, Hausfrieden, gebotener und gelobter Frieden. Hinsichtlich der Art der Begehung unterschied man grundsätzlich zwei Formen: Friedbruch durch Worte, Friedbruch durch Werke.

Eine rege geführte Diskussion ergab nicht nur, dass noch in unserem Jahrhundert im Wallis zwischen Familien Blutrache geübt wurde, sie zeigte auch, dass der Kirchenfrieden in verschiedenen Formen bis in unsere Tage im Bewusstsein der Bevölkerung geblieben ist. So dürfen Jäger nach der neuesten Jagdverordnung auf Friedhöfen ihrer Neigung nicht nachgehen.

Prof. Dr. Arnold Esch, Bern

Die Fahrt ins Heilige Land nach Schweizer Pilgerfahrten des Spätmittelalters

Vortrag vom 12. Dezember 1981
(430)

Wallfahrten sind heute noch bei den Katholiken gebräuchlich. Jedes Jahr ziehen Glarner an der Landeswallfahrt nach Einsiedeln. Viele spannen den Bogen weiter. Der Zug oder das Flugzeug führt sie nach Rom oder Lourdes, und mühelos erreichen sie die Stätten. Das Ziel der Wallfahrten ist oft, Erhörung für Anliegen zu finden. Wallfahrten kurz vor der Reformation, besonders solche ins Heilige Land, waren mit Abenteuern und grossen Kosten verbunden, und nur vermögende Leute konnten sich solche leisten. Die Pilger taten sich zu Gruppen zusammen. Der Referent nannte solche von Baslern, Bernern, Zürchern und Luzernern. An einer Reise ins Heilige Land beteiligte sich auch der Glarner Ludwig Tschudi, der Bruder des Chronisten Aegidius Tschudi.

Die Reisen nahmen ihren Anfang in Venedig, dorthin begaben sich die Pilger zuerst. Vor der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien waren Venedig und Genua die Haupthandelszentren Westeuropas. Sie brachten die damals hochgeschätzten und teuer bezahlten Gewürze Pfeffer, Zimmet, Muskatnuss und Gewürznelken von Aegypten, wohin sie aus Indien gelangten, in den Westen, und die Kaufleute verkauften sie mit hohem Gewinn. Eigene Schiffe wurden dabei eingesetzt. Andere Schiffe, schneller fahrende Galeeren, die mit Segeln und Rudersklaven fuhren, besorgten den Transport von

Pilgern. Oft mussten sie bis zur Abfahrt längere Zeit warten, aber die Dogenstadt bot Zerstreuung. Sie kauften sich die Reiseausrüstung, zum Beispiel Matratzen. Im Preis der Billette war zwar alles inbegriffen, aber da die Verpflegung zu wünschen übrig liess, nahmen sie auch Lebensmittel mit, sogar lebende Tiere, die unterwegs geschlachtet wurden. Streng verboten war die Mitnahme von Metallen, der Papst hatte sogar ein Embargo erlassen.

Die hygienischen Verhältnisse waren sehr unbefriedigend. Eng zusammengedrängt schliefen die Pilger in den Kajüten, in denen es von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer wimmelte. Dabei war eine solche Wallfahrt sehr teuer, kostete sie doch 35 bis 45 Golddukaten, mehr als ein Jahreseinkommen der meisten. Oft kam es vor, dass Leute erkrankten und starben. Die Leichen wurden meistens über Bord geworfen. Die Schweizer aber wünschten, dass sie in geweihter Erde bestattet werden, und sie führten sie nach Rhodos. Die Schiffe fuhren über die Stützpunkte Malta, Kreta und Zypern. Auf der Fahrt kam es etwa zu Zwischenfällen mit türkischen Schiffen. Schliesslich wurde nach einer Fahrt, die bis 40 Tage dauerte, der Hafen Jaffa an der Küste Palästinas erreicht. Hier hatten die Pilger noch allerlei Schikanen zu erdulden, die Mohammedaner demütigten sie bei jeder Gelegenheit und beuteten sie aus.

Als Jerusalem erreicht war, besuchten sie die heiligen Stätten, und jeder Besuch war mit einem Ablass verbunden. Aufgesucht wurde zum Beispiel das Tal Josaphat, wo nach einer Weissagung die Menschheit am Ende der Zeiten zum Jüngsten Gericht anzutreten hätte. Es gab allerdings Pilger, die zweifelten, dass alle Menschen hier Platz fänden. Der Aufenthalt war auf zehn Tage beschränkt, und sie waren voll ausgefüllt. Dann kam die Rückreise, die oft nicht weniger abenteuerlich verlief als die Hinfahrt. Manche Pilger kehrten noch nicht zurück. Über die Halbinsel Sinai, wo sie das Katharinenkloster aufsuchten, erreichten sie Ägypten und bewunderten dort die grossartigen Bauten des Altertums. In Alexandrien ankerten venezianische Schiffe, vollbeladen mit den Schätzen Indiens, und sie führten sie in die Heimat zurück. Von diesen Pilgerfahrten liegen zahlreiche Berichte vor, die die Erlebnisse bis in alle Einzelheiten schildern.

Da Ludwig Tschudi, wie schon erwähnt, auch ins Heilige Land reiste, er aber vom Referenten nur kurz erwähnt wurde, sei hier noch etwas eingehender auf seine Erlebnisse eingetreten. Professor Dr. Georg Thürer hat in seiner Dissertation «Kultur des Alten Landes Glarus» darüber berichtet. Ludwig Tschudi trat die Reise Anfang März 1519 an, und er verreiste mit einigen Gefährten über Einsiedeln und Altdorf nach Venedig. Er erklärt, die beste Reisebereitschaft sei die Liebe zu Christus. An den Stätten, wo er gewandelt sei, könne man die Sünden abbüssen. Er schildert, wie die Heiden die Pilger ausbeuten. Eine Rundreise führte zu allen aus der Bibel bekannten Stätten, zum Beispiel zur Zisterne, wo nach der Legende der Weihnachtsstern untergegangen sei, oder auf das Feld, wo die Hirten ihn erblickt hatten. An zwanzig Orten holte er sich einen vollkommenen Ablass. In Jerusalem wurde er zum Ritter des Heiligen Grabes geschlagen. Man glaubte damals, Golgatha sei der Mittelpunkt der Welt, was Ludwig Tschudi nicht recht zu glauben vermochte. Mit zahlreichen Andenken kehrte er in die Heimat zurück. Die Treue zur alten Kirche fiel ihm nicht leicht, denn er war mit Zwingli befreundet. Doch als Ritter des Heiligen Grabes wollte er sich von ihr nicht trennen. Die Zeit, in der er lebte, ist die Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit. In ihr hat sich das Weltbild dank den Entdeckungen stark verändert, und neue Vorstellungen auch in geistiger Beziehung gebracht. Auch Ludwig Tschudi blieb davon nicht ganz unbeeinflusst. St.

Dr. Bruno Meier, Frauenfeld

Der Schwabenkrieg

Vortrag vom 2. Februar 1982
(431)

In den Freiheitsschlachten bei Morgarten, Sempach und Näfels hatten die Kantone, die den Kern der Eidgenossenschaft bildeten, ihre Unabhängigkeit von Habsburg errungen, nach den Burgunderkriegen waren Freiburg und Solothurn dem Bunde beigetreten, und so war die achtörtige Eidgenossenschaft entstanden. Gemeinsam wurden der Aargau und der Thurgau erobert, und die Eidgenossen drangen über den Gotthard vor. In den Burgunderkriegen besiegten sie Karl den Kühnen. Ihre Kriegstüchtigkeit wurde berühmt, was ihr Selbstbewusstsein stärkte. Immer noch gehörten sie formell zum Deutschen Reiche.

1493 wurde Maximilian deutscher König. Sein Reich war in Auflösung begriffen. Fürsten und Städte strebten nach Selbständigkeit, und dem wollte der König entgegentreten. Er fasste den Plan zu einer neuen Reichsordnung, um dem Reich wieder mehr Einheit, Kraft und Ansehen zu verschaffen. Er verkündete den Ewigen Landfrieden, um den Fehden Einhalt zu gebieten, gründete ein Reichskammergericht und führte eine Reichssteuer ein. All dem setzten die Eidgenossen Widerstand entgegen. Sie hatten ja den Frieden ohne Hilfe des Reiches aufrecht erhalten. Auch mit einem Reichsgericht konnten sie sich nicht befreunden, und auch Steuern bezahlen wollten sie nicht. Wie die Eidgenossen, so standen auch der Graue Bund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtebund in Graubünden mit dem Reich auf gespanntem Fusse. Der Zehngerichtebund war damals noch stark von Österreich abhängig.

Die deutschen Reichsstände wollten die Eidgenossen nicht für voll nehmen. Sie beschimpften sie als Kuhbauern, was sie erboste. So kam es auf beiden Seiten zu Rüstungen. Seit längerer Zeit stritten sich der Bischof von Chur und die Regierung des Tirols über den Besitz des Klosters Münster. Als König Maximilian nach den Niederlanden verreiste, in dessen Besitz er durch die Heirat mit der Tochter Karls des Kühnen gekommen war, fielen die Tiroler ins Münstertal ein und besetzten das Kloster, wurden aber bald vertrieben. Jetzt rief die Tiroler Regierung den Schwäbischen Bund zu Hilfe, während die Bündner sich an die Eidgenossen wandten.

Nun entbrannte längs der Rheingrenze von Maienfeld bis Basel ein erbitterter Krieg. Schwäbische Truppen drangen über die Luziensteig vor, besetzten Maienfeld, aber die Eidgenossen vertrieben sie und schlugen sie bei Triesen. Dann zogen sie plündernd durchs Vorarlberg und zwangen die Bewohner, ihnen den Treueid zu schwören. Bei Bregenz sammelten sich die Truppen des Schwäbischen Bundes, wurden aber bei Hard geschlagen. Die Eidgenossen fielen dann ins Hegau ein, zerstörten Schlösser und Dörfer und raubten und plünderten. Man versuchte die Parteien zu versöhnen, aber ohne Erfolg. Der Kriegseifer der Eidgenossen war zu gross, als dass sie sich zu einem Frieden bereit erklären konnten. Sie wurden in dieser Gesinnung durch König Ludwig XII. von Frankreich bestärkt, der ein Interesse an der Schwächung des Deutschen Reiches hatte. Den Deutschen hatte es an einer Oberleitung gefehlt, während die Eidgenossen zusammenhielten. An der Tagsatzung berieten sie über das weitere Vorgehen.

In den Monaten Februar und März kam es zu blutigen Zusammenstössen. Ein Heer deutscher Landsknechte unternahm einen Streifzug ins Gebiet Solothurn, aber beim Bruderholz in der Nähe von Basel wurden sie zurückgeschlagen, und nun stiessen eidgenössische Truppen in den elsässischen Sundgau vor. Dann ging der Krieg in der Bodenseegegend weiter. Schwäbische Truppen drangen in den Thurgau ein, der von den Eidgenossen nur schwach besetzt war, aber bald erhielten diese Hilfe, und bei Schwaderloh und Triboldingen wurden die Schwaben wieder vertrieben, und darauf zogen die Eidgenossen ein zweites Mal ins Hegau. Die Truppen des Schwäbischen Bundes fielen ins St. Galler Rheintal ein und besammelten sich dann bei Frastanz in der Nähe von Feldkirch.

Die Eidgenossen und die Bündner griffen die stark befestigten Stellungen an, und unter der Führung des Urners Heinrich Wolleb errangen sie einen glänzenden Sieg.

Nun kam König Maximilian aus den Niederlanden zurück, um den Krieg selber zu leiten. Er sprach die Reichsacht über die Schweizer aus und forderte alle Reichsstände auf, ihn im Kampfe gegen das grobe Bauernvolk zu unterstützen. Aber er hatte nur geringen Erfolg. Er reiste ins Vorarlberg, um gegen Graubünden vorzugehen, aber bald erhielt er die Nachricht von einer neuen Niederlage. An der Kalven am Ausgange des Münstertals hatten die Tiroler eine Festung gebaut, und um sie herum lagerte ihr Heer. Aber jetzt zogen die Bündner heran. Obwohl sie an Zahl den Feinden unterlegen waren, erstürmten sie die Festung, und unter der Führung von Benedikt Fontana, der im Kampfe fiel, errangen sie wieder einen glänzenden Sieg. Um sich zu rächen, schickte Maximilian ein Heer ins Engadin, aber die Engadiner zerstörten ihre Häuser, nahmen die Lebensmittel mit oder verbargen sie, so dass das österreichische Heer bald Not litt und sich zurückziehen musste. Frauen und Kinder litten furchtbare Not, und es wird berichtet, dass die Frauen ihre Kinder auf die Wiesen führten, wo sie Gras essen mussten.

Auch im Westen ging der Krieg weiter. Ein deutsches Heer fiel ins Solothurnische ein und lagerte sorglos beim Schloss Dorneck. Der Führer glaubte, die Eidgenossen weilten im Thurgau. Aber Berner und Zürcher eilten herbei und schliesslich auch noch Luzerner und Zuger, und nach hartem Kampfe war auch diesmal der Sieg errungen. Die Eidgenossen machten reiche Beute.

König Maximilian wollte den Krieg fortsetzen, aber der Schwäbische Bund wollte nicht mehr mitmachen; er musste sich zu Friedensverhandlungen entschliessen, und der Friede zu Basel kam zustande. Maximilian weigerte sich, die Eidgenossen aus dem Reichsverband zu entlassen, aber die Eidgenossen forderten das. Schliesslich einigte man sich darauf, dass das im Friedensvertrag gar nicht erwähnt werden sollte. Die formelle Loslösung vom Reich wurde erst 1648 im Westfälischen Frieden nach dem 30jährigen Krieg ausgesprochen. Das ganze Kriegsgeschehen hatte sich im Jahre 1499 abgespielt.

Eine wichtige Folge des Schwabenkrieges war der Beitritt von Basel und Schaffhausen zum Bund, und als 1513 noch Appenzell beitrat, war die 13örtige Eidgenossenschaft beieinander. Sie bestand bis zum Einfall der Franzosen im Jahre 1798, und zusammen mit den zugewandten Orten und den Untertanenländern bildete sie jenen buntscheckigen Staat, der zum Untergang reif war. St.

Dr. Fritz Stucki, Netstal
Dr. Christoph Brunner, Mitlödi

Glarner Mandate 16.–19. Jahrhundert als Geschichtsquelle

Vorträge vom 6. März 1982
(432)

Dr. Stucki fasst seine Ausführungen wie folgt zusammen: «Bei den Mandaten handelt es sich um Kundmachungen der Obrigkeit an die Bevölkerung des ganzen Landes oder Teile davon, wobei zwischen zwei Arten zu unterscheiden ist. Mandate, die zu einem bestimmten Zweck erlassen wurden und nur ein Problem behandelten, wie das Fahrtsmandat, und die Sammel- und allgemeinen Mandate, die seit dem 16. Jahrhundert fast regelmässig nach der Landsgemeinde erschienen und immer mehr an Bedeutung gewannen. Begnügte man sich beim ersten uns überlieferten Sammelerlass vom Jahre 1532 mit fünf Bestimmungen, so waren es 1551 bereits deren 16, 1615 über 30 und 1656 gegen 50. Darin wurden einmal die Belange des täglichen Lebens geregelt (Tanzen, Spielen, Trinken, Jagen, Fischen, Kauf und Verkauf, Münzwerte usw.). Weiter rief man bereits bestehende Landessatzungen in

Erinnerung, und schliesslich wurden so auch neu beschlossene Artikel des Landsbuches zur Kenntnis gebracht. Zuständig war für den Erlass der Sammelmandate grundsätzlich die Landsgemeinde, die jedoch besonders im 18. Jahrhundert die Kompetenz oft an einen mehrfachen Rat delegierte. Meistens wurden von Jahr zu Jahr nur Korrekturen vorgenommen, so dass Neuanfertigungen lediglich von Zeit zu Zeit erstellt werden mussten, heute aber nur noch zum Teil erhalten sind.»

Der Referent liess in der Folge vor allem die Mandate selber sprechen. Besonders am Mandat von 1656 zeigte er, was alles von der Obrigkeit geboten und verboten wurde. Hinweise auf Sitten- und Kleidermandate des 18. Jahrhunderts führten vor Augen, dass damals nicht nur andere Anschauungen herrschten, sondern auch in der «guten alten Zeit» die Aufführung der Jugend Sorge bereitete. Die Obrigkeit überschwemmte das Land mit den verschiedensten Geboten, die freilich sehr oft auf dem Papier blieben. Auch das Land Glarus glänzte im Erlass gutgemeinter Vorschriften, aber mit der «Gesetzestreue» war es oft nicht weit her.

Dr. Brunner versuchte schwerpunktartig, Eigenwilligkeit und Eigenarten des Staatswesens und seiner Bürger während der napoleonischen Zeit anhand der nunmehr gedruckten Mandate zu zeigen: den schwachen und auch fürsorglichen Staat in seinen Abhängigkeiten, die Massenarmut, die strengen klimatischen Verhältnisse, das Bücher- und Konzertangebot. Ausgehend von den Schriften Andreas Tschudis stellte er vor, wie die Mandate mithelfen können, vieles präziser zu sehen und nuancierter zu verstehen. Schliesslich wies er auf mögliche Gefahren hin, die in der alleinigen Betrachtung des Alltags und seiner Geschichte liegen.

Exkursion ins Toggenburg

vom 19. Juni 1982

Die Fahrt über den Ricken ist von besonderem Reiz. Der Blick fällt hinunter in die Linthebene, durch die der Kanal das Wasser des Glarnerlandes dem Zürichsee zuträgt, früher ein Sumpfgebiet, heute dank Konrad Escher eine blühende Landschaft. Das Ziel war Lichtensteig, eine Kleinstadt mit 2000 Einwohnern. Sie ist Bezirkshauptort des Obertoggenburgs. Das Toggenburg ist typisches Mittelland, ein nicht sehr breites Tal, begrenzt von bewaldeten Hängen, in welchen die Vorfahren Wiesen und Weiden gerodet haben. Lange war es wohl fast nur von Bauern bewohnt, im letzten Jahrhundert aber hat sich auch Industrie niedergelassen, die der wachsenden Bevölkerung heute Brot und Arbeit gibt. Das Toggenburg führt eine Dogge im Wappen, seinen Namen aber hat es von einem alemannischen Adeligen, Tocko, erhalten.

Im stattlichen Rathaus begrüsste Sekundarlehrer Armin Müller die Gäste aus dem Glarnerland und sprach über «Die Beziehungen zwischen dem Kanton Glarus und dem Toggenburg». In der Römerzeit war das Toggenburg Grenzland zwischen der keltoromanischen Bevölkerung und den eindringenden Alemannen. Im Mittelalter stand es unter der Herrschaft der Grafen von Toggenburg, und in der Schlacht bei Näfels mussten die Toggenburger den Österreichern Hilfe leisten. 400 sollen gefallen sein. Aber bald wurden die Beziehungen wieder friedlich. 1419 verbündete sich Friedrich VII. mit den Glarnern. Die Bundesgenossen versprachen, sich gegenseitig Hilfe zu leisten. Graf Friedrich, der letzte seines Geschlechtes, war nicht nur Herr über das Toggenburg, sondern er herrschte auch über die March, das Gaster, sowie Gebiete in Graubünden und Vorarlberg. Als er 1436 starb, ohne Nachkommen zu hinterlassen, kam es zum alten Zürichkrieg, da sowohl die Zürcher als auch die Schwyzer erben wollten. Er dauerte bis zum Jahre 1450, und es kam zu den Schlachten bei St. Jakob an der Sihl und St. Jakob an der Birs. Die Glarner

standen auf der Seite der Schwyzer, und das letzte Treffen fand bei Ragaz statt, an dem besonders die Glarner beteiligt waren.

1468 kam das Gebiet unter die Herrschaft des Abtes von St. Gallen, und so blieb es bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft im Jahr 1798. Die Reformation brachte grosse Unruhe. Ein Teil der Toggenburger wandte sich der neuen Lehre zu. Sie witterten Morgenluft und glaubten, einen eigenen Staat mit Landammann und Räten gründen zu können. Aber der Traum erfüllte sich nicht. Die Niederlage der Zürcher im 2. Kappelerkrieg brachte die Wende. Die Toggenburger mussten dem Abt huldigen und die Freiheitsbriefe herausgeben. Bei den Glarnern fanden sie wenig Hilfe, und Klagen nutzten nicht viel. Viel später, 1712, wurde das Landrecht mit Glarus und Schwyz erneuert, aber auch das brachte wenig Nutzen. 1712 wurde das Toggenburg Ursache für den 2. Villmergerkrieg, der unter dem Namen Toggenburger- oder Zwölferkrieg bekannt ist. Um eine bessere Verbindung mit den Schwyzern zu haben, wollte der Abt eine Strasse durch den Hummelwald, d. h. über den Ricken, bauen. Die Toggenburger wollten davon nichts wissen, und sie beklagten sich auch über das strenge Regiment des Abtes. Schliesslich wurde die Strasse dann doch gebaut, aber der Unfriede dauerte an. Die Toggenburger fanden anfänglich Rückhalt bei den Schwyzern und bei den Glarnern, welche das Landrecht erneuerten. Zürich und Bern sagten ihnen Hilfe zu. Das Volk erhob sich und verlangte eigene Behörden und Religionsfreiheit. Bald nahm der Handel konfessionelles Gepräge an. Schwyz stellte sich auf die Seite des Abtes, Glarus verhielt sich neutral. Zwar siegten die Berner und Zürcher bei Villmergen, aber für die Toggenburger blieb alles beim alten. Sie blieben weiter Untertanen bis 1798.

Als die Helvetische Republik gegründet wurde, wurde der Kanton Linth geschaffen, zu dem ausser Glarus auch die March, das Gaster, das obere St. Galler Rheintal und das obere Toggenburg gehörten. Doch schon 1803 zerfiel das Gebilde, und der Kanton St. Gallen wurde gegründet. Sein Schöpfer ist der Näfelser Bürger Karl Müller von Friedberg, der in den Diensten des Abtes gestanden hatte. So hat auch das Glarnerland in der Geschichte des Toggenburgs eine Rolle gespielt.

Die Kleinstadt Lichtensteig ist das Kulturzentrum des Obertoggenburgs. Unter anderem besitzt sie zwei bemerkenswerte Museen. Zuerst wurden die Geschichtsfreunde von der Betreuerin durch das Museum mechanischer Musikinstrumente aus zwei Jahrhunderten geführt. Mit viel Liebe und unter beträchtlichen Kosten wurden Drehorgeln, Spieldosen mit Walzen und Lochplatten, Vogelstimmen, Orchestrions, pneumatische und elektrische Klaviere, Leierkasten, Reproduktions- und Kunstspielinstrumente zusammengetragen, und man hörte sie spielen. Dazu kam eine Sammlung von Grammophonen aus der Zeit, wo aus Trichtern Musik und die menschliche Stimme ertönte. Das Aufkommen von Apparaten für die Wiedergabe von Ton und Sprache hat all dem ein Ende bereitet.

Einen nachhaltigen Eindruck vermittelte der Besuch des Toggenburger Museums. Schon vor 86 Jahren wurde es gegründet und seither weiter ausgebaut. Seine 1500 Objekte, gegen 1000 Manuskripte und 3900 Publikationen geben Aufschluss über die Geschichte und die Kultur des Toggenburgs. Das Museum ist in einem mehrstöckigen Bau untergebracht und birgt alles, was für die Kultur von Bedeutung ist. Schon vor 40 000 Jahren durchstreiften Höhlenbewohner das Tal der Thur. In einer Höhle am Selun in den Churfirsten hat man Objekte gefunden, die an sie erinnern. Die meisten Ausstellungsgegenstände aber beziehen sich auf die Kultur des letzten und vorletzten Jahrhunderts. An den Wänden hängen zahlreiche Bilder von Leuten, die das kulturelle Leben bestimmten, und an den Fenstern prächtige Wappenscheiben. Reichbemalte Schränke und Truhen geben Zeugnis von der Kunst der Bauernmaler, ein Ofen von der Kunst der Ofenbauer. Wie unsere Urgrossmütter lebten, wird in Einrichtungen von Küchen und Stuben gezeigt.

Im Restaurant des Rathauses traf man sich zu einem guten Mittagessen, zu dem die Gemeinde den Aperitif spendete. Hier begrüsste Stadtammann Robert Forrer die Gäste. Er gab einen gedrängten Überblick über die Geschichte des Ortes, dem er vorsteht. Schon seit 500 Jahren ist Lichtensteig Marktort und ist es heute noch. So gehen z. B. Glarner Metzgermeister jeden Monat nach Lichtensteig, um Kälber und anderes Kleinvieh zu kaufen. War es früher die Landwirtschaft, die fast ausschliesslich Beschäftigung bot, so ist Lichtensteig zusammen mit andern Gemeinden zu einem wichtigen Textilindustriegebiet

geworden. Im Toggenburg befindet sich eine Webschule und eine Textilfachschule. Spinnereien und Webereien spüren heute allerdings auch die Rezession. Heute leidet der Ort unter dem Durchgangsverkehr. Es gibt Tage, da ihn bis 20 000 Autos durchfahren.

Am Nachmittag wurden die Geschichtsfreunde in zwei Gruppen durch den Ort geführt. Er bietet viel Sehenswertes. 1975 wurde er durch den Europarat als schützenswert erklärt, und er ist es auch. Die Bauten, die zum Teil auf ein Alter von über 200 Jahren zurückblicken können, sind ausgezeichnet erhalten, und viele wurden renoviert. Durch zwei Tore gelangte man früher ins Städtchen. Man war im Platz beengt, und es fällt auf, wie hoch die meisten Häuser sind. In einem schönen Bau hat die Toggenburger Bank ihren Sitz. Sie hat sich mit einer anderen Bank zur Schweizerischen Bankgesellschaft vereinigt, die heute zu den wichtigsten Banken der Schweiz gehört. Ausgezeichnet renoviert wurde das Gemeindehaus, in dessen Zimmern schöne Malereien zum Vorschein kamen. Einige Bauten zeigen gotischen Charakter.

Nach der Führung nahm der Car die Geschichtsfreunde wieder auf und führte sie nach Wattwil. Dort erhebt sich an einem Hang das Kloster «Maria der Engel». Von weissen Mauern umgeben, schaut es auf Wattwil hinunter. Die Gründung geht auf das Jahr 1411 zurück. 1620 wurde es durch einen Brand zerstört und dann wieder aufgebaut. Bewohnt wird es durch Franziskanerinnen in braunem Habit. Gegenwärtig zählt es 19 Schwestern, die ihren Lebensunterhalt mit der Herstellung von Kerzen und mit der Besorgung der Kirchenwäsche für verschiedene Kirchgemeinden verdienen. Zum Kloster gehört auch ein Landwirtschaftsbetrieb. Eine freundliche Schwester übernahm die Führung durch die 1980 bis 1982 schön renovierte Barockkirche mit einem prachtvollen Hauptaltar und zwei Seitenaltären. Sie wusste viel über die Geschichte ihres Klosters zu berichten.

Nach einer Kaffeepause führte der Car die Geschichtsfreunde wieder in die heimatlichen Gefilde zurück. Die Reise war von Bibliothekar Albert Diener ausgezeichnet organisiert, und Vizeratschreiber Erich Wettstein stattete ihm den verdienten Dank ab.

St.

Prof. Dr. Boris Schneider, Zürich

Die Fonjallaz-Initiative, Faschisten und Freimaurer in der Schweiz

Vortrag vom 16. November 1982
(433)

Die dreissiger Jahre haben die Älteren noch in guter Erinnerung, für die Jüngeren sind sie bereits Geschichte geworden. Die aus Deutschland importierten Ideen von Blut und Boden hatten auch in der Schweiz Anhänger gefunden. Es kam zur Gründung einer Heimatwehr und zum «Frontenfrühling». Der Freimaurerei warf man vor, sie sei unschweizerisch und hätte internationale Bindungen. Mit ihr befasste sich zuerst der Vortrag.

Die Freimaurer sind eine übernationale Vereinigung von Männern, gegründet in der Zeit der Aufklärung. Die erste Loge entstand 1717 in London, und Fürsten und Staatsmänner traten ihr bei. Bald hatten sie grossen Einfluss auf Politik und Wirtschaft. Logen entstanden dann in allen Ländern der westlichen Welt. Der Zielsetzung kann man Ideale nicht absprechen. Als ihre Aufgabe betrachteten sie die Pflege der Humanität und die gegenseitige Hilfe, was ihnen besonders zum Vorwurf gemacht wird. Sie sind an keine Konfession gebunden, betrachten aber Gott als den Weltenschöpfer. Von den christlichen Kirchen, besonders von der katholischen, wurden sie abgelehnt. Die Freimaurerei lehnt auch den engen Nationalismus ab, und sie wurde deshalb in der Hitlerzeit in Deutschland

verboten. Vielfach macht man ihr den Vorwurf, dass sie überall ihren Einfluss geltend machte.

Logen gibt es auch in der Schweiz. In der Zeit vor dem 1. Weltkrieg war jedes zehnte Mitglied unseres Parlaments Freimaurer, und 1932 zählte der «Männer-Freibund» 5000 Mitglieder, in Logen gegliedert. Die von ihnen vertretenen Ideen sind liberal und international. Die konservativen Kreise, so schon im letzten Jahrhundert der bekannte Luzerner Politiker Segesser, waren gegen sie. Auch in der sozialistischen Partei sassen Freimaurer. Sie sollten ausgeschlossen werden, aber sie wehrten sich dagegen.

Kurz nach dem 1. Weltkrieg war in Italien der Faschismus zur Macht gekommen, und in den dreissiger Jahren in Deutschland der Nationalsozialismus. Das färbte auch auf die Schweiz ab. Es wurde der «Bund für Volk und Heimat» gegründet und dazu eine «Heimwehr», die in Zürich eine grosse Kundgebung durchführte. Sie stand unter der Leitung des Obersten Arthur Fonjallaz, der über «Die soziale Frage und die Freimaurerei» sprach. Der Berner Grossrat Lengacher referierte über «Heimatwehr und ihre Entwicklung». Es entstanden auch die verschiedenen Fronten. Einigen konnten sie sich zwar nicht, aber sie waren doch mehr oder weniger auf die Ideen des Nationalsozialismus ausgerichtet.

Schliesslich führte das 1934 zur Einreichung der «Fonjallaz-Initiative», die allerdings erst 1937 zur Abstimmung kam. Sie verlangte das Verbot der Freimaurergesellschaften und ähnlicher Vereinigungen. Indessen hatte die Stimmung in der Schweiz umgeschlagen. Viele Bürger kamen zur Einsicht, welche Gefahr das Eindringen nationalsozialistischen Gedankenguts für unser Land bedeutete. Die Vorlage wurde mit rund 503 000 Nein gegen rund 232 000 Ja abgelehnt. Für sie hatte sich auch Oberst Sonderegger eingesetzt, der im Generalstreik von 1918 den Aufstand niedergeschlagen hatte. Die Jungkonservativen waren eher für die Initiative gewesen, entschieden gegen sie die Sozialisten unter der Führung des Genfer Kommunisten Nicole, der in Oltramare einen Gegner hatte.

In der Folgezeit verloren die «Erneuerungsbewegungen» ihren Einfluss, und sie lösten sich auf. Der Bundesrat hatte Verwerfung beantragt. Die Vereinsfreiheit sollte nicht angetastet werden, und er wollte kein Ausnahmegesetz. Während des 2. Weltkrieges sah die Schweiz ein einiges Volk, das bereit war, sich für die Heimat einzusetzen. Nur einzelne, so der Schriftsteller Jakob Schaffner, blieben unbelehrbar, und einige wurden sogar zu Landesverrätern. Fonjallaz wurde übrigens später wegen verbotenen Nachrichtendienstes verurteilt. St.

Fridolin Jakober, Glarus

Der Glarner Kirchenschatz

Führung vom 11. Dezember 1982
(434)

Die Reformatoren hatten das Hauptgewicht auf das Wort gelegt und zu wenig bedacht, dass der Glaube auch durch Darstellungen, die Auge und Gemüt erfreuen, Eingang in die Seelen findet. Es kam bald zu Bilderstürmen, bei denen viele Kultgegenstände vernichtet wurden, um welche die Museen heute froh wären. Die katholische Kirche aber schmückte nach wie vor ihre Gotteshäuser mit prunkvollen Altären und benützte in den Gottesdiensten Kultgegenstände von grossem künstlerischem Wert, wie wir sie heute in den Kirchenschätzen bewundern. Gewiss ist derjenige von Glarus nicht so reich wie der von Klöstern und Domen, aber sehenswert ist er auch.

In der Reformation war Glarus paritätisch geblieben, obschon die Katholiken auch nur eine Minderheit bildeten, die aber von der Mehrheit toleriert wurde. Was sie an Kultgegen-

ständen besassen, hüteten sie, und sie sind erhalten geblieben. 1860 beschloss der Kirchenrat, unter der Sakristei der alten Kirche ein Gewölbe zu erstellen. Die Kirche wurde zwar durch den Brand von 1861 vernichtet, aber der Kirchenschatz blieb unbeschädigt. Einzig die sogenannte «Goldene Trucke», ein Schrein mit Reliquien, fiel dem Brand zum Opfer. Sie wurde jeweils an der Fahrt mitgetragen, zum Ärgernis der Reformierten. Es kam sogar soweit, dass sie ihr fern blieben und die Fahrt in ihren Kirchen feierten. Der Kunstmaler Georg Anton Gangyner, Zeichenlehrer an den glarnerischen Schulen, hat sie abgezeichnet, so dass sie wenigstens im Bilde erhalten blieb. Als die St.-Fridolins-Kirche gebaut wurde, ergriff Fridolin Jakober die Initiative, um dem Kirchenschatz eine würdige Unterkunftsstätte zu bereiten. Er hat einen Raum im Untergeschoss der neuen Kirche erhalten.

Die Führung nahm ihren Anfang mit der Besichtigung eines prächtigen Jahrzeitenbuchs, das Gardeoberst Hässi 1610 stiftete. Vermögende Leute spendeten Geld für eine jedes Jahr zu lesende Messe. Eingehend gab sodann Fridolin Jakober Erklärungen über die Erzeugnisse kirchlicher Kunst ab. Er schöpfte dabei aus einem reichen Wissen über die Künstler und belegte seine Ausführungen mit Angaben über ihr Leben und über die Zeit der Entstehung ihrer Werke. Da sind vor allem zwei Monstranzen zu nennen. Die bedeutendere ist diejenige im Renaissancestil aus dem Jahre 1518. Den Entwurf soll der berühmte Kunstmaler Hans Holbein geschaffen haben. Sie ist die einzige ihrer Art im süddeutschen Raum. Bei ihr fehlen Perlen und Edelsteine, aber was der Künstler an Gravuren gestochen hat, verdient Bewunderung. Vergoldete Heiligengestalten und Putten zieren sie, und an der Spitze steht die heilige Helena, von der die Legende berichtet, sie habe das Kreuz aufgefunden, an dem Christus starb. Die zweite ist eine gotische Monstranz, wunderbar fein gearbeitet. Darin wird das Brandiskreuz mit einem Kreuzpartikel ausgestellt. Es stand im Besitze der Freiherrn von Brandis und gelangte nach dem Schwabenkrieg 1499 in den Besitz der Glarner. Die Monstranzen dienen zur Aufnahme der geweihten Hostie. Sie werden heute noch an hohen Festtagen aufgestellt und wurden früher an den Prozessionen mitgetragen.

Zum Kirchenschatz gehören auch einige Statuen aus Silber. Die grösste ist diejenige, die den heiligen Fridolin mit dem auferstandenen Ursus darstellt. Eine Glarner Arbeit von Goldschmied Tschudi ist die Statue des heiligen Hilarius, bis 1400 der Kirchenpatron von Glarus. Zwei andere zeigen den heiligen Apolinarius. Der Kirchenschatz beherbergt auch einige schöne Messkelche. Der bekannteste ist der sogenannte Zwinglibecher mit der Anschrift «Caliix Uli Zwingli». Er wurde tatsächlich von Zwingli benutzt, als er Pfarrer von Glarus war. Einmal wollten die Glarner ihn (den Becher) verkaufen. Sie verlangten aber 100 000 Fr., die niemand bezahlen wollte. Als sie später noch mehr erhalten hätten, wollten sie sich nicht mehr von ihm trennen. Dieses kostbare Stück wurde um 1280 in Freiburg im Breisgau hergestellt und stammt aus der Burgunderbeute. Eine genaue Kopie befindet sich in Amerika. Mehrere kunstvolle Kelche bilden weiter eine Zierde des Kirchenschatzes. Zu ihm gehören auch schöne Kerzenstöcke, von denen je zwei zusammengehören, sowie kleine liturgische Gefässe. Alle diese Kunstwerke wurden von wohlhabenden Leuten, oft Offizieren in fremden Kriegsdiensten, gestiftet. Fridolin Jakober nannte mehrere Namen. In einer gegenüberliegenden Vitrine liegen Kultgegenstände neuerer Art, fast Fabrikware ohne besonderen Kunstwert. An kirchlichen Gewändern besitzt der Schatz einzig ein grosses Pluviale aus rotem Samt mit dem aufgestickten Allianzwappen Hässi-Reding.

Die Führung hat gezeigt, dass Katholisch-Glarus wirklich einen sehenswerten Kirchenschatz besitzt. Der Referent konnte noch einige Fragen beantworten, und dann schloss Präsident Dr. E. Wettstein die Versammlung mit dem Dank für die interessante Führung.

St.

Georg Thomas Mandl, Netstal

Johann Jakob Scheuchzer und seine Beziehungen zum Glarnerland

Vortrag vom 25. Januar 1983
(435)

Dieser Vortrag ist als Ganzes im ersten Teil dieses Jahrbuches abgedruckt.

Dr. Jürg Davatz, Mollis

Die Ratshäuser und das Gerichtshaus des Landes Glarus, ihre Geschichte und Architektur

Vortrag vom 8. Februar 1983
(436)

Einst gab es keine eigentlichen Ratshäuser. Zwar werden alte Bauten in Mollis, Glarus und Ennenda heute noch als Rathaus bezeichnet, aber es ist anzunehmen, dass es die Heimstätten der Landammänner waren, die hier die Räte zusammenriefen. In Glarus steht z. B. im Eichen ein altes Haus mit dicken Mauern und einem gewölbten Keller, und in der Stube kamen die Amtsleute zusammen. Noch früher stand auf dem Spielhof das Haus des säckingischen Meiers, und nach dem Loskauf vom Kloster am Rhein wurde vielleicht dort beraten.

Auf Tschudis Initiative wurde in Glarus ein «Spital» gebaut, wo die Räte während dreier Jahre tagten; dann aber wurde auf seinen Vorschlag hin ein richtiges Rathaus erstellt. Es war ein schlichter, rechteckiger Bau mit drei Geschossen. Die Mauern waren mit den Wappen der acht alten Orte verziert. Im Keller besass er ein Gewölbe, wo die wichtigsten Akten, darunter die Bundesbriefe, aufbewahrt wurden. Diesem Gewölbe ist es zu verdanken, dass sie erhalten blieben, während der Bau sonst dem Brande von 1861 zum Opfer fiel. Im zweiten Geschoss lag die Ratsstube, und an ihren Fenstern leuchteten die Wappenscheiben der 13 alten und der zugewandten Orte. Der Bau besass einen kleinen Saal, und der Weibel durfte dort wirten. Im Hauptraum fanden die Sitzungen des Rates statt. Sie wurden vom Landammann präsidiert. Die höhern Mitglieder sassen auf besondern Plätzen, im sogenannten Schrank, und wurden als «Schrankenherren» bezeichnet, während die Vertreter der Gemeinden, heute würde man sagen die Landräte, die restlichen Plätze einnahmen. Dr. Davatz verglich anhand von Lichtbildern dieses Rathaus mit den weit prunkvolleren Ratshäusern anderer grösserer Gemeinden.

Nach der Landesteilung im Jahre 1637 gab es einen evangelischen, einen katholischen und einen gemeinsamen Rat. Der evangelische Rat tagte im Rathaus in Glarus, ebenso der gemeinsame. Der katholische hielt seine Sitzungen im Gasthaus «Raben» in Netstal ab. Als der Wirt es einem Reformierten verkaufte, schloss der Rat einen Vertrag mit einem Balthasar Stähli ab, und dieser erlaubte es, sein Haus aufzustocken und es zu einem Rathaus auszubauen. Es war zugleich eine Wirtschaft. Ein Nachkomme verkaufte es dem katholischen Landesteil. Von 1803 bis 1837, als die Landesteilung zu Ende ging, tagte der katholische Rat im Gasthaus «Rössli» in Näfels.

Das alte Rathaus war viel zu klein; ein neues sollte Raum für die Sitzungen des Landrates, Zimmer für die Kommissionen, die Kanzlei, für ein Post- und Postkutschen-

büro und für ein Salz- und Warenlager bieten. Ein Architekt Kubli, wohnhaft in Altstätten, lieferte Pläne, die aber nicht gefielen. Professor C. F. von Ehrenberg, der die Villen im Herrenweg und im Haglen geplant hatte, verfasste neue, und nach ihnen wurde gebaut. Als Bauplatz wählte man ein Areal in nächster Nähe des heutigen Rathauses. Es war ein schöner Bau, und der Referent verglich ihn wieder anhand von Lichtbildern mit den Rathäusern verschiedener Städte.

Das Rathaus fiel 1861 dem Brand zum Opfer. Wohl blieben die Mauern des vom Brande schwer beschädigten Gebäudes stehen, aber ein Wiederaufbau kam nicht in Frage, da der Flecken als Stadt nach ganz neuen Plänen aus Schutt und Asche wieder erstehen und eine Strasse dort durchgeführt werden sollte, wo die Ruine stand. Die Architekten Simon und Wolff, welche die Pläne für den Stadtkern schufen, erklärten, dass nicht nur ein Rathaus, sondern auch ein Gerichtshaus gebaut werden müsse. Im abgebrannten Rathaus hatten auch die Gerichte getagt. Die Pläne wurden dem berühmten Architekten Semper in Zürich vorgelegt, und auch dieser reichte ein Projekt ein. Schliesslich entschied sich der Landrat aber für das Projekt Simon. Die Kosten lauteten auf 227 000 Franken. Dr. Davatz zeigte im Lichtbild die Entwürfe verschiedener Architekten, die auch Pläne eingereicht hatten. Bald wurde mit dem Bau begonnen, und schon 1864 konnte er bezogen werden. Er besitzt einen Saal für die Tagungen des Landrates, ein Zimmer für den Regierungsrat, Zimmer für die Kanzleien und im Erdgeschoss eine Wohnung für den Weibel, und bis zum Bezug des Postgebäudes an der Bahnhofstrasse war auch die Post im Nordflügel untergebracht.

Die Pläne für das Gerichtshaus arbeitete Architekt Wolff aus. Das Bauen stiess auf Schwierigkeiten. Man stiess auf Lehmschichten, so dass gepfählt werden musste. Das Haus besitzt als Hauptraum den Gerichtssaal, der wie der Landratssaal schöne Stukkaturen aufweist, Räume für die Büros, für das Landesarchiv, die Landesbibliothek und Zellen für die Strafgefangenen. Früher war im obersten Stockwerk die Gemäldesammlung des Kunstvereins untergebracht. Dr. Davatz fand auch die Gemeindehäuser der Erwähnung wert. Das Glarner Gemeindehaus wurde 1838 erstellt, und es überstand den Brand. Es ist ein schlichter, wohlproportionierter Biedermeierbau. Das Gemeindehaus in Ennenda ist ein reich gestalteter Bau in deutscher Renaissance.

Der Vortrag zeigte, wie man sich bemühte, für die Behörden würdige Räume zu schaffen. Sie waren anfänglich einfach, aber im letzten Jahrhundert entstanden schöne, zweckmässige Bauten, die eine Zierde der Kleinstadt Glarus sind. St.

Kaspar Rhyner, Elm

Die Walser im Sernftal

Vortrag vom 12. März 1983
(437)

Der Referent machte die zahlreiche Zuhörerschaft mit gewohnter, rhetorischer Brillanz mit dem aus dem Oberwallis stammenden Bergvolk der Walser und seinen Sitten und Gebräuchen vertraut. Im 13. Jahrhundert verliessen diese stolzen Bergler wegen Mangels an fruchtbaren Böden und aus ungestümem Freiheits- und Tatendrang ihre zu klein gewordene Heimat und zogen über die Pässe nach Oberitalien (Val Ayas, Val de Lys usw.), in das Tessin (Bosco Gurin), nach Uri (Urseren), ins Berner Oberland (Lauterbrunnental), ins Vorarlberg (Grosses und Kleines Walsertal), ins Fürstentum Liechtenstein (Triesenberg, Malbun) und in die Bündner Täler (Rheinwald, Safien, Oberhalbstein, Valsertal, Prättigau, Schanfigg, um nur die wichtigsten zu nennen). Auch im St. Galler

Oberland, im Calfeisen- und Weisstannental, in unmittelbarer Nachbarschaft des Sernftales, setzten sich Walser fest. Es war eine friedliche Besiedlung unwirtlicher Bergtäler durch Sippen und Familien mit Axt und Sense. Die Walser, ein robuster, an Entbehrungen gewöhnter Menschenschlag von Pionieren, wagten den Versuch, in hochgelegenen Tälern eine karge bäuerliche Existenz aufzubauen und wurden so zu Trägern der letzten Phase der alpinen Siedlungsausweitung.

Über die Besiedlung des Sernftales durch Walser Familien liegen keinerlei schriftliche Aufzeichnungen vor. Wir sind so bei der Beurteilung des Einflusses der Walser ganz auf Indizien angewiesen. Der Referent ist nun aber aufgrund seiner eingehenden Studien über den Einfluss der Walser auf Sprache, Namen und Sitten und Gebräuche des Sernftales zur Überzeugung gelangt, dass die Präsenz der Walser im Sernftal nicht unterschätzt werden darf. Diese Auffassung deckt sich mit derjenigen des Walserforschers und Kulturpreisträgers Zopfi. Kaspar Rhyner als urchiger Spross einer alteingesessenen Elmer Familie, in deren Adern wohl – wie bei den Nachfahren der alten Stauffacher, die früher Studer oder Murer hiessen – Walser Blut fliesst, schöpft aus seiner profunden Kenntnis von Land und Leuten, ihrem reichen Sprachschatz und ihren altüberlieferten Sitten und Gebräuchen. Anhand einer Fülle von Beispielen weist er auf den Einfluss der Walser hin. Wer kennt schon all die vielen besonderen Redensarten und blumigen Ausdrücke der alteingesessenen Bergler wie liz (Schnee), mädi (kaputt), hüsi (Beule), Rumpälä (Vorschelle), um nur ein paar Beispiele zu nennen. In seiner Jugend hat Kaspar Rhyner noch mit Beinkühen und Tripptrüllern gespielt, Spielzeuge, die auf die Walser zurückgehen, die er nun seinen erstaunten Zuhörern vorführt. Sicher sind auch Familiennamen wie Meuli und Ritzli, an die heute noch das Ritzlihaus in Elm erinnert, walserischen Ursprungs. Im übrigen ist jedoch bei den Familiennamen Vorsicht geboten, gab es sie doch lange nicht als feste Namen und bezogen sie sich auch nicht selten auf die Gegend oder auch auf die Mutter.

Der Vortrag mit seinem bunten Strauss von Beispielen aus dem täglichen Leben zog nicht nur die Zuhörer durch die lebendige, volksnahe Sprache in seinen Bann, sondern bot auch wertvolle neue Erkenntnisse über die Walser. Indessen scheint es ausserordentlich schwierig, das spezifisch Walserische vom allgemein Alemannischen zu trennen. Auf diesen Umstand wies in der Diskussion namentlich alt Landammann Dr. Stucki hin. Lehrer Zwicky aus Matt liess es sich nicht nehmen, die vorzüglichen Ausführungen des Referenten durch Beispiele walserischen Einflusses aus seinem Gesichtskreis zu ergänzen.

E. W.

Exkursion nach Triesenberg und Werdenberg

vom 4. Juni 1983

Die Fahrt war von schönstem Wetter begünstigt, und sie führte durchs Glarnerland hinunter, dem Walensee entlang nach Sargans, dann über den Rhein, durch Liechtenstein nach Triesen, weiter auf kurvenreicher Strasse durch Wald und Wiesen nach Triesenberg, auf 900 m Höhe über dem Rheintal gelegen. Die Fahrt war ein Genuss. Bei einer Kaffeepause auf der Terrasse des Hotels Kulm bot sich ein prächtiger Blick hinunter ins Rheintal und die es umkränzenden Berge.

Hier übernahm Dekan Engelbert Bucher, ein Innerschweizer und Pfarrer der Gemeinde (Liechtenstein gehört zur Diözese Chur), die Führung, und er wusste viel über die Geschichte und die Gegenwart seiner Gemeinde zu berichten. Zuerst sprach er über die Walser. Im 13. Jahrhundert war der Bevölkerungsdruck im Oberwallis so gross, dass sich immer wieder Familien entschlossen, auszuwandern. Sie schwärmten nach allen Richtungen aus, ins Urserental, ins Bündnerland, ins Vorarlberg, wo heute noch zwei Täler Walsertäler heissen, und über die Berge hinüber in die Hochtäler des Piemont. Einzelne

sollen auch den Weg ins Sernftal gefunden haben. Die Talböden waren schon besiedelt, und so mussten sie sich in den noch unbewohnten Berggebieten niederlassen, wo ihnen die Landwirtschaft Lebensmöglichkeiten bot. Sie lebten als Bauern in Streusiedlungen. Die Triesenberger waren lange von hohen Herren abhängig, wussten sich aber mit der Zeit immer mehr Freiheiten zu verschaffen, und sie dehnten ihr Wirtschaftsgebiet aus, indem sie Malbun erwarben, ein Hochtal jenseits der Wasserscheide.

Heute zählt das Dorf nur noch 33 Bauern, die meistens Bewohner sind im Gewerbe und vor allem auch im Dienste der Hotellerie und des Fremdenverkehrs tätig, denn Triesenberg ist Skigebiet und Kurort geworden. Auch zahlreiche Ferienhäuser wurden gebaut. Für den Wintersport bietet das 1600 m hoch gelegene Malbun günstige Möglichkeiten. Eine farbenprächtige, besprochene Diaschau zeigte das Dorf und seine Umgebung. Es besitzt eine neue Kirche mit schönen Glasgemälden und dazu drei Bergkapellen. In Hotels können sich die Feriengäste vom Stress erholen. Im Dorfkern wurde ein grosser Gebäudekomplex gebaut. Er bietet Raum für ein Hotel, die Post und vor allem ein Ortsmuseum, das die Besucher mit der Vergangenheit und der Gegenwart des Dorfes bekannt macht. Der Bau kostete 11 Mio. Franken. Dabei waren Subventionen erhältlich, und auch der Fürst von Liechtenstein half finanziell mit.

In der Ausstellung sind alle Zeitalter vertreten, von der Bronzezeit über die Zeit der Römer und der Alemannen bis zu unsern Tagen. Besonders berücksichtigt ist die Wirtschaft früherer Zeiten, ganz besonders die Landwirtschaft und das Gewerbe. In einer Alphütte findet sich alles, was die Bauern zur Verarbeitung der Milch brauchten, Geräte zur Bewirtschaftung der Wiesen und Weiden und des Waldes, dann Haushaltgeräte und ein Handwebstuhl und weitere Geräte, wie sie früher die Handwerker brauchten. Zum Ausstellungsgut gehört auch ein wertvoller Kirchenschatz. Ein eigener Raum zeigt, wie ein Mann es verstand, aus Baumwurzeln phantastische Gebilde herzustellen. Das Museum lohnt einen Besuch.

Nach der Besichtigung begrüsste der Gemeindepräsident die Gäste aus dem Glarnerland. Präsident Dr. E. Wettstein entbot den Dank für den freundlichen Empfang und überreichte dem Gemeindepräsidenten den geschichtlichen Teil des neuen Glarner Heimatbuches. Bei einem guten Mittagessen sass man noch etwas beisammen, und dann ging die Fahrt weiter. Sie führte ins Tal hinunter, dann über Vaduz und Schaan nach Buchs, und so erreichte man Werdenberg.

Werdenberg ist wohl die kleinste Stadt der Schweiz und nicht einmal eine selbständige Gemeinde, es gehört zu Grabs. Dreierlei verdient eine ganz besondere Aufmerksamkeit: der See, das Städtchen und ganz besonders das Schloss. Architekt H. Dietschi übernahm die Führung. Zuerst gab er Erklärungen über den See ab. Zuflüsse von Bedeutung hat er keine. Ein früher sumpfiges Gelände wurde zu einem See von etwa 2 ha Fläche gestaut, und das Wasser trieb früher Gewerbebetriebe und ein kleines Kraftwerk. Im Wasser tummeln sich Wildenten, Schwäne und Blesshühner. Die Gartenbaufirma Beglinger Söhne hat die Ufer reizvoll gestaltet mit Sträuchern und Blumen. So blühen jetzt blaue und gelbe Schwertlilien.

Das Städtchen ist bald besichtigt. Es besitzt einige Gassen, flankiert von alten Häusern, entweder aus Holz oder auf Mauern aus Bruchsteinen. Manche sind bemalt, andere tragen einen Spruch. Sie waren lange vernachlässigt und waren kaum mehr bewohnbar. Mit Beiträgen aus der Schoggitaleraktion wurden sie instand gestellt, und sie sind teilweise wieder bewohnt und mit den heutigen hygienischen Einrichtungen versehen.

Eine Besichtigung wert ist besonders das Schloss, das sich über dem Städtchen erhebt. Es ist aus Kalksteinblöcken gebaut, die in nahe gelegenen Brüchen gewonnen wurden. 1695 brannte es zum Teil ab, wurde dann aber wieder erstellt. Eine Ringmauer mit Schiessscharten umgrenzt es. Im Hof lieferte ein tiefer Ziehbrunnen Wasser. Ein prächtiger Baumbestand umgibt den Bau. Nachdem sich Werdenberg von Glarus gelöst hatte, blieb das Schloss Eigentum der Glarner. Es ging dann in privaten Besitz über und wurde Besitz einer Familie Hilty, die es für Wohnzwecke ausbaute. Die letzte Bewohnerin, ein Fräulein Frieda Hilty, schenkte es dem Kanton St. Gallen, und es ist allgemein zugänglich. Es besitzt eine Waffensammlung, und Dokumente zur Rheinkorrektion sind ausgestellt.

Man war von den vielen Eindrücken und dem Treppauf-Treppab recht müde gewor-

den, und so traf man sich vor der Heimfahrt in einem Gartenrestaurant. Der Car führte dann die Geschichtsfreunde wieder in die heimatlichen Gefilde zurück. St.

Dr. Hans Lehnherr, Weesen

Der Einfluss des Kantons Glarus auf das Schweizerische Arbeitsrecht

Vortrag vom 22. November 1983
(438)

Unser Bergkanton gehört heute noch zu den am stärksten industrialisierten der Schweiz. Unternehmende Glarner gründeten in fast allen Gemeinden Fabriken, Spinnereien, Webereien und besonders Baumwolldruckereien. Die Industrialisierung nahm ihren Anfang mit der Erfindung der Dampfmaschine, und von grosser Bedeutung wurden die Wasserkräfte der Linth und ihrer Zuflüsse. Im letzten Jahrhundert beschäftigten diese Fabriken mehrere tausend Männer, Frauen und auch Kinder, die in der Landwirtschaft keine Existenzmöglichkeiten fanden. Die Erzeugnisse, besonders diejenigen der Baumwolldruckerei, wurden in alle Gegenden der Welt exportiert, nach den Mittelmeerländern, dem Vordern Orient, Indonesien und Afrika, und man muss den Pioniergeist der Fabrikanten bewundern, die sich nicht scheuten, überall Handelsniederlassungen zu gründen.

Wohl boten die Fabriken Brot und Arbeit, aber das hatte auch seine Schattenseiten, denn lange fehlte jede Arbeiterschutzgesetzgebung. Die Arbeitszeit war übermässig lang, Nacht-, Frauen- und Kinderarbeit waren die Regel. Das wirkte sich ungünstig auf die Gesundheit aus. Wohlmeinenden Männern entging das nicht, und sie setzten sich für eine Verbesserung der Zustände ein. Zu ihnen gehörte Dr. Niklaus Tschudi, Gemeindepräsident und Wiedererbauer des 1861 abgebrannten Glarus, der Molliser Arzt Dr. Fridolin Schuler, Landammann Dr. Joachim Heer, der spätere Bundesrat, Pfarrer Bernhard Becker und andere. Auch die Arbeiterschaft regte sich, und ihre Vertreter erhoben an der Landsgemeinde ihre Stimme. Sie traten ein für höhere Löhne, Beschränkung der Arbeitszeit und einen bessern Schutz der Arbeiter. Um nur ein Beispiel zu nennen: Fabrikanten hatten den Doppeldruck eingeführt, damit zwei oder mehr Tücher auf einmal gedruckt werden konnten. Das wirkte sich auf die Arbeit aus, sie erforderte mehr Sorgfalt und Anstrengung, und auch die ungesunden Ausdünstungen waren stärker. Die Angelegenheit kam sogar vor die Landsgemeinde. Sie nahm einen stürmischen Verlauf. Die Fabrikanten, die sich äussern wollten, wurden niedergeschrien. Vergeblich suchte Landammann Dr. Heer ihnen zum Wort zu verhelfen. Schliesslich wurde der Doppeldruck für so lange untersagt, bis alles zur Beseitigung der sanitären Mängel vorgekehrt sei.

Die Bundesverfassung von 1848 enthielt keine Bestimmungen über eine Sozialgesetzgebung, erst die Verfassung von 1874 brachte sie, und so entstand 1877 das schweizerische Fabrikgesetz, das Vorschriften über die Arbeitszeit, die Nacht-, Frauen- und Kinderarbeit enthielt. Die Arbeiter erhielten den Elf-Stunden-Tag. Vorher hatten allerdings schon andere Kantone Fabrikgesetze entsprechend demjenigen des Kantons Glarus geschaffen.

Die Sozialgesetzgebung ist nicht stillgestanden, und auch hier war unser Kanton Pionier. Auf Anregung von Landammann Eduard Blumer wurde die erste Alters- und Invalidenversicherung geschaffen. Sie gewährte nur bescheidene Renten, aber das Geld war damals auch mehr wert als heute. Sie wurde dann aufgehoben, und an ihre Stelle traten die AHV und die IV, die die Sorgen der Alten und Invaliden sehr erleichtert haben. Nach 1918 wurde die 48-Stunden-Woche eingeführt, und seither ist die Arbeitszeit noch stärker reduziert worden. Heute ist sie in der Schweiz allerdings höher als in andern Ländern. Die Arbeiterschaft erhielt auch bezahlte Ferien, und die Kranken- und Unfallversicherung

wurde ausgebaut. So gab der Vortrag von Hans Lehnherr eine umfassende Übersicht über den Einfluss unseres Kantons auf das Arbeitsrecht, und der Vorsitzende, Dr. E. Wettstein, dankte ihm für seine Ausführungen.

In der anschliessenden Diskussion brachte alt Ständerat Dr. Stucki einige Ergänzungen. Er erklärte, dass schon im 18. Jahrhundert die Regierung Mandate zum Schutze der arbeitenden Bevölkerung erlassen habe, und dass später besonders Gemeindepräsident und Nationalrat Dr. Niklaus Tschudi für die Forderungen der Arbeiterschaft eingetreten sei, wenn auch nicht immer mit Erfolg. So verlangte er bei der Beratung der Verfassung von 1888 eine Arbeitslosenversicherung.

Christian Streiff warb um Verständnis für den Widerstand der Fabrikanten gegen ihnen zu weitgehende Bestimmungen. Sie ermöglichten es doch, dass die Glarner, zwar bei bescheidenem Einkommen, doch eine Existenz fanden und nicht auswandern mussten. Er glaubte, dass die Kinderarbeit nicht von den Fabrikanten, sondern von den Vätern verlangt wurde, die dadurch rascher arbeiten und so zu einem besseren Einkommen kommen konnten. Ein Diskussionsredner fand allerdings, dass das auf das gleiche herausgekommen sei. Wichtig sei, dass die Fabrikanten das Geld aus dem Ausland gebracht hätten. Christian Streiff machte auch auf die Bedeutung der Wasserkraft der Linth und ihrer Zuflüsse aufmerksam. Sie stehen grundsätzlich im Besitze der Anstösser, meistens der Tagwen. Dank ihrem Entgegenkommen war es möglich, sie zu nutzen und den Fabriken Kraft für ihre Betriebe zu liefern. St.

Prof. Dr. Fritz Büsser, Zürich

Zwingli und die Reform der Kirche, zum Selbstverständnis der Zürcher Reformation

Vortrag vom 17. Dezember 1983
(439)

Nachdem Zwingli Pfarrer in Glarus gewesen war, wurde er 1516 nach Zürich berufen, und er entfaltete dort bald eine rege Tätigkeit. Die römische Kirche war krank an Leib und Gliedern, und auch die Konzilien von Konstanz und Basel konnten ihr keine Heilung bringen. Er erkannte, dass nur eine Reformation, d. h. eine Umgestaltung, eine Verbesserung der Zustände herbeiführen konnte. Zwei Jahre früher war ihm in Deutschland Martin Luther vorausgegangen. So kam es in Zürich bald zur Abschaffung der Messe, zur Aufhebung des Priesterzölibats und der Klöster und zu zahlreichen weiteren Änderungen in der Kirche. Die Reformation griff dann bald auf die Kantone der Nord- und Westschweiz über, in Genf in der Form des Kalvinismus. Die Reformatoren wollten sich ursprünglich nicht von der römischen Kirche trennen, nur verlangten sie ein allgemeines Konzil. Sie glaubten an eine katholische, d. h. allgemeine, Kirche. Als dann später das Konzil von Trient zustandekam, waren die Differenzen schon längst unüberbrückbar geworden. Vor allem wollten die Reformatoren von einer Papstkirche nichts wissen.

Wohl ist das Leben und Wirken des Reformators weitgehend bekannt, doch gilt es, noch Lücken zu schliessen. Es gilt, den Briefen nachzugehen und aus ihnen weitere Erkenntnisse zu schöpfen. Sie sollen die Vorstellungen des Reformators über die Taufe, des Abendmahl und die Lehren über das Kirchenregiment und das bürgerliche Leben aufklären. Wie schon erwähnt, wollten die Reformatoren keine Kirchenspaltung, sie bestritten nur den Alleinvertretungsanspruch der römisch-katholischen Kirche.

Der Humanist Bibliander nahm Stellung zu den Lehren der Reformatoren und schöpfte dabei aus ihren Briefen, aber auch heute noch fehlt eine eingehende Analyse. Diese soll

nachweisen, dass Zwingli, Ökolampad und die andern Reformatoren wahrhaft katholisch, das heisst an einer allgemeinen Kirche Interessierte, waren. Katholisch ist für sie nicht die römisch-katholische Kirche, sondern eine universale, die ganze Welt umfassende Kirche, deren einziges Oberhaupt Jesus Christus ist. Die Kirche soll eine Gemeinschaft der Heiligen sein. Der Kanon, d. h. Glaubenslehre, Glaubensregel und Hirtenamt, sind in der römischen Kirche zusammengewachsen. Sie will die alleinige Autorität sein und stellt ihre Lehre über die Heilige Schrift. Diese aber ist allein der Ausdruck des Willens Gottes. Sie enthält alles, was zur Erlangung der ewigen Seligkeit notwendig ist. Doch hier setzt die Kritik ein. Die Bibel ist nicht einfach ein Rezeptbuch. Sie ist zwar von Gott inspiriert, aber von Menschen verfasst. Sie enthält nicht alles, was zum besten der Kirche notwendig ist. Sie ist kein vollkommenes, umfassendes Gesetzbuch, und sie enthält Stellen, die zweideutig sind. Doch genügt sie, denn Christus hat den Jüngern den heiligen Geist verheissen. Sie enthält nichts über das Papsttum, nichts von Ablassbullen, Bettelorden usw.

Bibliander befasst sich sodann mit Zwinglis Lehre, und er weist auf besonders wichtige Schriften des Reformators sowie auf die von den Reformatoren verfassten Katechismen hin. Er sagt, dass die echte Gottesverehrung in frommer Zuwendung des Herzens zu Gott und in der Beachtung des göttlichen Willens bestehe. Die wahre Religion umfasse die göttlichen Tugenden. Im Glauben werde Gott gesucht, gehört, gefunden und verstanden. Bibliander verteidigt auch das Bischofsamt, das die lutherische Kirche noch kennt, die zwinglianische aber nicht. Die Kirche brauche Führung. Doch will er das Amt nicht gleich betrachten wie die römische Kirche im Sinne eines Charismas. Er anerkennt vor allem, was die erneuerte Kirche für die Gestaltung des Gottesdienstes, Taufe, Abendmahl, Gebete, Schule und Fürsorge für die Armen und Kranken leistet.

In zwei Bekenntnisschriften, die 1536 herausgegeben wurden, ist die Lehre Zwinglis dargelegt. Es kommt ihnen kein besonderer Rang im Sinne der Heiligen Schrift zu. Sie besitzen ihr Schwergewicht nicht in der Bekenntnisformel, sondern sie sollen Wegweiser zum Glauben und zum Bekenntnisvollzug sein. Sie wollen auf Christus hinlenken. Die Städte Zürich, Bern, Basel und Genf hatten sich diese «Confessiona Helvetica» gegeben, und andere Städte schlossen sich an. Die beiden Schriften sollten Zeugnis geben von der Einheit der reformierten Kirchen als Glieder des einen Leibes Christi. Aus dieser Formulierung ergibt sich, dass in der Eucharistie nicht Christus geopfert wird, sondern dass die Gläubigen Dank sagen, indem sie nach dem Vorbild Christi sich selber opfern. Die Feier des Abendmahles soll an den Opfertod Christi erinnern und ein Erinnerungs-Dank-Freudentag und ein Gesellschaftsmahl sein. Die Eucharistie im Sinne Zwinglis unterscheidet sich wesentlich von der Lehre der römisch-katholischen Kirche und auch von derjenigen der lutherischen. Das wirkt sich erschwerend auf die Ökumene aus.

Dieser tief schürfende Vortrag rief nur wenig Diskussion hervor. Peter Blesi erinnerte daran, dass eine Schwester Zwinglis in unserem Kanton mit einem Mann mit dem Geschlechtsnamen Wilhelm verheiratet war und dass aus dieser Ehe die Glarner Wild stammen. Eine Besucherin liess sich Fragen beantworten, und die beiden katholischen alt Kirchenpräsidenten Dr. German Studer und Dr. Rudolf Bossi brachten noch einige Ergänzungen. Es war ein angeregter Abend. St.

Prof. Dr. Helmut Meyer, Zürich

Zwingli und Luther

Vortrag vom 31. Januar 1984
(440)

Zwingli und Luther waren bäuerlicher Herkunft, und deren Eltern lebten in geordneten, sorgenfreien Verhältnissen, wie man heute sagen würde. Zwingli selbst rühmte sich seiner bäuerlichen Abstammung: «Ich bin nun ohnedies einmal ein Bauer, und zwar ein ganzer.» Zwingli kam bereits als Fünfjähriger zu seinem Onkel nach Weesen, wo Bartholomäus Zwingli Pfarrer war. Luther wurde schon frühzeitig eine gute Schulbildung zuteil. Der Referent konnte begreiflicherweise nicht auf Details eingehen. Zu beachten aber wäre wohl, dass Zwingli und Luther in staatsrechtlich völlig verschiedenen Umgebungen aufgewachsen und gross geworden sind.

Zwingli, der kämpferische Eidgenosse, der nicht nur mit der Bibel, sondern selbst mit dem Schwert in den Krieg zog – und durch das Schwert bekanntlich auch fiel. Luther dagegen hält zu den Fürsten und verurteilt schärfstens die Bauernaufstände, mit denen sich sein theologischer Mitstreiter Müntzer solidarisiert, was ihm dann den Kopf kostete! Beide, Luther und Zwingli, hatten harte Bauernköpfe, waren unnachgiebig und unbelehrbar. Beide hatten eine ausgezeichnete Schulung, Luther als Augustiner-Mönch und Universitätslehrer ohnehin, und Zwingli besuchte die Lateinschulen in Basel, Bern und Wien und bildete sich dann vor allem während seinen Jahren im katholischen Pfarrhaus zu Glarus durch gründliches Selbststudium weiter.

Der Referent vertrat die Ansicht, dass die humanistische Bildung bei Zwingli stärker und ausgeprägter war als bei Luther. Unterschiedlich war deren philosophisch-theologische Schulrichtung. In Erfurt, wo Luther studierte, herrschte die spät-scholastische Richtung, die sogenannte «via moderna», der neue Weg, wie man es damals nannte, während Zwingli durch sein freilich kurzes und wenig bekanntes Studium in Wien eher der Richtung der «via antiqua», also des «alten Weges» angehörte. Beide philosophisch-theologischen Schulrichtungen basieren auf Aristoteles und dem christlichen, mittelalterlichen Verständnis von Thomas von Aquin. Bei Zwingli die Welt des vernünftigen Denkens, das der Einsicht in den Glauben dienen kann; bei Luther Kritik ohne Absicht, dadurch die Kirche zu zerstören. Luther wollte kein Reformator sein, im Gegensatz zum bewussten Reformer Zwingli.

Damit ist der Weg von Zwingli und Luther zur neuen Lehre aufgezeigt. Luther ringt um das Heil der Menschen, dessen Rechtfertigung einzig durch die Gnade Gottes möglich ist, und zwar durch den bedingungslosen Glauben an Gott. Daher ruft er in seinen Ablass-Thesen in allererster Linie nach Busse, nach Umkehr. Zum eigentlichen Angriff geht er erst über, nachdem sich die Kirche offiziell von ihm abgewandt und ihn gebannt hat. Aber Luther verkündet kein Reform-Programm. Anders bei Zwingli. Er verurteilt die Verderbtheit der Gesellschaft, und das Wort Gottes soll in der ganzen Eidgenossenschaft gehört und befolgt werden. Sein Zerwürfnis mit Luther (Marburg, 1529) traf ihn schwer. Obwohl Luthers reformatorische Kraft und Wirkung viel grösser war als jene Zwinglis, so hatten doch einzelne Gedanken von grosser Sprengkraft bis heute nachhaltige Wirkung; Zwingli ist ein neuzeitlicher Prophet.

Das Vortragsthema löste eine sehr rege Diskussion aus, die sich über eine Stunde erstreckte. Calvin und Hus kamen zur Sprache, die Frage, ob Zwingli nicht auch zum demokratischen Verständnis beigetragen habe, Fragen nach den Begriffen von protestantisch, evangelisch, reformiert, katholisch wurden geäussert usw. Prof. Meyer erwies sich als bereitwilliger und vor allem auch erstaunlich beschlagener und sachkundiger Historiker, dessen Ausführungen die leider nicht sehr zahlreichen Anwesenden herzlich verdanken.

g.

Alfred Heer, Steffisburg

Suworows Zug durch die Alpen

Vortrag vom 14. Februar 1984
(441)

Um die Franzosen aus der Schweiz zu vertreiben, begann der Krieg im März 1799 in Graubünden. General Massena, der die französischen Truppen befehligte, vertrieb die Österreicher aus Graubünden. Aber dann wendete sich das Blatt. In Deutschland und in Italien wurden die Franzosen geschlagen. Der Feldmarschall Hotze, ein Schweizer Bürger in österreichischen Diensten, zwang die Franzosen, Graubünden und das Tessin zu räumen. General Massena wurde in der ersten Schlacht bei Zürich geschlagen und musste sich hinter die Limmat und den Albis zurückziehen. Längere Zeit standen sich die Heere untätig gegenüber. Doch Mitte August nahm der Krieg seinen Fortgang, bei dem sich vor allem General Lecourbe hervortat. Bald waren die Österreicher aus dem Wallis, aus Uri und Schwyz vertrieben, und in der zweiten Schlacht bei Zürich wurde der russische General Korsakoff geschlagen, ebenso General Hotze im Gaster. Er verlor dort sein Leben. Eine Gedenktafel bei Schänis erinnert an ihn. Nach kurzer Zeit war die ganze Nord- und Ostschweiz wieder in den Händen der Franzosen. General Suworow kam zu spät, um eine Wende herbeizuführen. Wäre er früher gekommen, so wäre das vielleicht gelungen.

Im September sammelte er sein Heer bei Taverne, rund 21 000 Mann, hauptsächlich Infanterie, etwas Kavallerie und nur wenig Artillerie. Unter steten Kämpfen zog er durchs Tessintal hinauf und überschritt den Gotthard. So erreichte er das Urserental und musste durch die Schöllenenschlucht hinunter. Die Franzosen hatten die Teufelsbrücke teilweise zerstört, aber es gelang, sie zu reparieren. So erreichte das Heer Altdorf. Aber es gab noch keine Axenstrasse. So war es gezwungen, über den Kinzigpass ins Muotatal hinüberzuwechseln, um von dort die Talebene von Schwyz zu erreichen. Aber der Ausgang war durch die Franzosen versperrt, und es war nicht möglich, sie zu vertreiben. So musste sich Suworow entschliessen, über den Pragel das Glarnerland zu erreichen. Auch das war nur unter ständigen Kämpfen möglich. Gekämpft wurde sogar auf der Deyenalp, von wo die Russen den Franzosen in den Rücken fallen wollten. General Rosenberg führte die Nachhut. Er führte 1000 gefangene Franzosen mit. Die Kämpfe wurden mit dem Bajonett ausgefochten.

Ende September wurde Glarus erreicht. Von dort gedachte Suworow, über den Kerenzerberg das Vorarlberg zu erreichen, aber die Franzosen verwehrten ihm das, und so musste das Heer einen Ausgang in den Süden suchen. Der Foopass war zu wenig bekannt, und so blieb nur noch der Panixer. Ein langer Zug bewegte sich durchs Sernftal hinauf und erreichte Elm. Es war Anfang Oktober, und der Pass war schon überschneit. Elmer sollten den Weg zeigen, aber sie machten sich in der Dunkelheit davon. Unter unendlichen Mühen und grossen Verlusten wurde schliesslich das Bündnerland erreicht. Der 70jährige General musste getragen werden. Für die Überschreitung des Gotthards hatte das Heer fünf Tage gebraucht, drei Tage für den Kinzigkulmpass, fünf Tage für den Pragel und gleich viel Tage für den Panixer. Es waren beträchtliche Höhendifferenzen zu überwinden. Die Verluste betrugen 4200 Mann. Hauptmann Heer schilderte das Schlachtengeschehen anhand von auf die Leinwand projizierten Karten, und er zeigte auch einige zeitgenössische Bilder.

Manches erinnert noch heute an den Zug Suworows. In Riedern, im Häuschen zwischen Glarus und Netstal, sind Tafeln angebracht, ebenso am Suworowhaus in Elm, in Netstal eine Kanonenkugel an einem Haus und eine Plastik. Nicht nur die Soldaten mussten unvorstellbare Strapazen ertragen, auch die Zivilbevölkerung litt schwer unter den Kriegsfolgen, den Einquartierungen und den Requisitionen. Es war die schwerste Zeit, die unser Land zu ertragen hatte, und sie blieb noch lange in Erinnerung. Der anderthalbstün-

dige Vortrag rief einiger Diskussion. So schilderte unter anderem alt Landammann Kaspar Rhyner den Lebenslauf des Generals Suworow, der in Finnland, auf der Krim und auf andern Kriegsschauplätzen kämpfte und als 70jähriger noch in der Schweiz Ruhm erwarb.

Dr. Erich Wettstein, Niederurnen

Die Geschichte der Todesstrafe im Kanton Zürich

Vortrag vom 14. April 1984
(442)

Der Referent sprach zuerst über die heutige Einstellung der Bevölkerung zur schwersten aller Strafen. Sie ist seit 1942 in der Schweiz abgeschafft, aber es gibt Kreise, welche die Einführung für Drogenhändler befürworten; sie werden wohl kaum Erfolg haben. In andern Ländern, insbesondere in solchen der islamischen Welt, wird sie heute häufiger als je praktiziert. In Südafrika wurde eine Hexe verbrannt, und der Hexenwahn ist auch bei uns noch nicht ganz ausgestorben. Dr. Wettstein berichtete von einem Fall im Kanton Zürich, der sich vor zehn Jahren ereignete.

Was nun der Referent über die Todesstrafe in frühern Zeiten berichtete, war ein überaus düsteres Kapitel. Er orientierte über die Todesurteile von 1400 bis ins letzte Jahrhundert hinein. So wurden z. B. von 1615 bis 1791 allein im Kanton Zürich 675 Todesurteile vollzogen, und erst 1869 schaffte der Kanton diese Strafe ab. Dabei nimmt sich die Zahl der Hinrichtungen, verglichen mit andern Kantonen, noch bescheiden aus. In den Zürcher Richtbüchern sind insgesamt 1424 Todesurteile verzeichnet. Von den hingerichteten waren 1183 Männer und 238 Frauen. Die Zahl der Frauen nahm zeitweise zu, weil bei Hexerei, Blutschande und Ehebruch Todesurteile gefällt wurden.

Die Strafe wurde auf verschiedene Art vollzogen. Am häufigsten war die Hinrichtung durch das Schwert. Eine andere Art war das Ertränken. Den Verurteilten wurden die Arme und die Beine zusammengebunden, und man warf sie in die Limmat oder in den See. Das Hängen galt als besonders schimpflich. Grausame Todesarten waren das Rädern, das Verbrennen bei lebendigem Leibe, das besonders bei Hexen praktiziert wurde, das lebendige Begraben und das Einmauern, wobei die Verurteilten den Hungertod starben. Besonders streng beurteilt wurden Verbrechen, die im Schutze der Dunkelheit begangen wurden, Raub und Diebstahl. Ein im Streit begangener Totschlag wurde durch Verbannung oder Geldstrafe geahndet, ebenso Totschlag bei Notwehr.

Reformation und Aufklärung hatten einen Einfluss auf die Todesstrafe. Zwingli setzte sich dafür ein, dass leichtere Vergehen nicht mehr mit dem Tode bestraft werden sollten. Trotzdem sind nach der Einführung der Reformation mehr Menschen verurteilt worden als vorher. Hingerichtet wurden vor allem Gotteslästerer. Die Geistlichen traten auch nicht gegen den Hexenwahn auf, es wurden immer wieder Hexen verbrannt. In der Zeit der Aufklärung wurde die Abschaffung der Todesstrafe gefordert, und es sollten auch nicht mehr Menschen gefoltert werden. Das führte zu einer Humanisierung der Strafgesetzgebung. Humaner waren die Strafen auch in der Zeit der Helvetik, während sie in der Mediationszeit und der Restaurationszeit wieder verschärft wurden. Schliesslich wurde, wie schon erwähnt, im Kanton Zürich 1869 die Todesstrafe abgeschafft, während sie in andern Kantonen bis 1942 bestand, allerdings selten vollzogen wurde. Die interessanten Ausführungen riefen einiger Diskussion, und Dr. Wettstein konnte verschiedene Fragen beantworten. St.